In Sachen des Nationalliedes.

I. Die Wichtigkeit eines wahrhaft geeigneten Nationalliedes. II. Das Nationallied und die Volkslieder. III. Das Nationallied „Deutschland, Deutschland über alles“ als „vormärzliches“ und deshalb veraltetes Lied. IV. Weitere Einwendungen gegen das alte Nationallied. V. Das Hoffmannsche Nationallied und die Bismarck-Feier. VI. Der Stein des Anstoßes an dem von mir vorgeschlagenen Typus des Nationalliedes.

Von
Max Schneidewin.

Hameln und Leipzig.
Verlag von Th. Fuendeling.
1899.



In Sachen des Nationalliedes.



Von
Max Schneidewin.



Hameln und Leipzig.
Verlag von Theodor Fuendling.
1899.

Wilh. Riemschneider. Hannover

Vorrede.

Mein Versuch, das Nationallied „Deutschland, Deutschland über alles“ als seiner großen Rolle unwerth nachzuweisen und die Linien vorzuzeichnen, in denen ein seiner Idee und Aufgabe wahrhaft entsprechendes Lied sich zu bewegen hätte, ist im Laufe von vier Monaten von geringem Erfolg begleitet gewesen. Mir aber ist dadurch die Ueberzeugung von der Richtigkeit meiner darauf bezüglichen Gedanken nicht im geringsten geschmälert, weil sie auf sachlichen Gründen, und nicht auf eigensinnigem subjectivem Geschmack beruht. Ferner aber sind mir durch fremde Urtheile und durch die allemal in Folge des bloßen Gedenkens an nunmehr heraufbeschworene fremde Urtheile geschärfte Findigkeit noch manche neue Gedanken, die sich auf diesen Stoff beziehen, hervorgelockt, die ich, nachdem die Sache einmal angeschnitten ist, nun auch noch öffentlich auszusprechen mich gedrängt fühle. Damit glaube ich dann aber auch der Sache von meiner Seite her vollauf genug gethan zu haben.

Ein Urtheil ist durch verkürzte, und fast noch tendenziös verkürzte, Aufnahme eines Artikels eines gewissen „Germanicus“ aus dem „Deutschen Wochenblatt“ vom 11. März d. J. in der viel gelesenen „Täglichen Rundschau“ weit verbreitet worden, dem ich zuviel Ehre

anthue, wenn ich es ein „Urtheil“ nenne. Der Verfasser sucht ohne jede Angabe von Gründen, und nur auf die Scheu speculirend, nicht dumm erscheinen zu mögen, wenn man über das als lächerlich Behauptete nicht mitlachen kann, meine Kritik des alten Nationalliedes — welches er selber in unleugbar geistvoller Betrachtung nahezu fallen läßt — an den Pranger zu stellen durch bloße Aufstellungen wie „Wer darüber nicht „strampelt“ (!!), der hat keinen Sinn für Humor“. Ich habe diese Kampfesweise als eine wahre litterarische Schändlichkeit empfunden, im Uebrigen mit tiefer Seelenruhe in die Schatzkammer meiner Erfahrungen vom Menschen gelegt. Die Gründe aber, warum hier schlichter Ernst lächerlich gemacht wurde, glaube ich völlig durchschaut zu haben. Erstens ist allerdings eine Stelle meiner Schrift nicht verstanden, die Stelle, daß „die Treue pudelnärrisch werden könne“. Aber sie kann eben in ihrem einseitigen Extrem wie ein Hund, der, eben noch gezüchtigt, närrische Unterwürfigkeit zeigt, des Momentes der Selbstachtung ganz baar erscheinen; der Pudel aber ist in dieser Beziehung so recht der bekannteste Vertreter der hündischen Art. Der Kritikus ist wohl noch zu jung, als daß er solche Erfahrungen von einer rührenden und doch wieder unwürdigen Treue schon gemacht hätte. Zweitens ist der Kritiker offenbar ohne jede Fühlung mit der Philosophie, die mich nie und nirgends ganz losläßt, insbesondere mit der Philosophie des Unbewußten, daher er ein dunkles Befremden, das ihm zur Last fällt, in eine Lächerlichkeit des Gelesenen verwandelt. Die Philosophie hat es nun aber eben einmal an sich, daß sie zum Sauerteig für den ganzen Menschen wird

und werden soll. Drittens bin ich als ausgesprochener Verehrer des edlen Grafen v. Caprivi Blättern von der bekannten Richtung der beiden angeführten verhaßt und daher jede Gelegenheit willkommen, über einen solchen Menschen einmal herzufallen. Hinc ille risus.

Doch genug. Wenn man trotz aller der im Folgenden aus mannigfachen Gesichtspunkten dargelegten Gegengründe fortfahren sollte, in dem „Deutschland, Deutschland über alles" den würdigen Ausdruck des nationalen Hochgefühles zu erblicken, so haben doch die zahlreichen ehrlichen Bedenken dagegen einmal ihren Ausdruck gefunden und hoffentlich einem neuen Nationallied, das einmal aus einem Dichtergeist hervortritt, den Weg gebahnt.

Hameln, den 20. April 1899.

Prof. Dr. Max Schneidewin.

I. Die Wichtigkeit eines wahrhaft geeigneten Nationalliedes.

Ein hochverehrter Mann von höchster Einsicht und Bildung schrieb mir auf Zusendung meiner ersten Broschüre „Ein neues Nationallied“, daß er diese ganze Beschäftigung mit der Kritik des Nationalliedes und dem Versuche, es durch ein befriedigenderes zu ersetzen, nicht für meiner würdig halte. Ich glaube umgekehrt, eher mir in allem Ernste die Frage vorlegen zu müssen, ob ich dieser Aufgabe wohl würdig sei, wie mir denn nach dem, was mir zu Ohren gekommen, wohl die Berechtigung zu diesem Unterfangen abgesprochen und es als ein „Sacrileg“ gebrandmarkt ist. Die Berechtigung *an sich* steht mir außer allem Zweifel, zumal in einer Zeit, in der die Forderung Kant's „Der Kritik muß sich alles unterwerfen“ noch ganz anders als vor 100 Jahren zum Durchbruch gekommen ist, Gütern gegenüber, die noch viel ehrwürdiger sind als das Lied eines hochgesinnten demokratischen Vertriebenen der 40er Jahre und als ein Lieblingskleinod des Gemüthes eines Theiles des deutschen Volkes in nun zwei Menschenaltern ehrwürdig und unverletzlich sein kann. Will doch z. B. das zum Unglück so vielfach hochgefeierte Nietzschethum die seit Jahrtausenden in der ganzen Menschheit heiligen Begriffe von gut und böse kritisch zersetzen und zerstören. Meine *persönliche* Berechtigung fällt mit meiner „Würdigkeit“ zusammen,

und für diese empfand ich es als ein gutes Zeichen, daß die Kritik des alten Liedes mir nichts weniger als ein willkürlicher Einfall, sondern ein sich längst unwillkürlich mir aufdrängendes Bedürfniß gewesen ist. Ich habe eben gar so vielfachen starken Anstoß an ihm genommen, ehe es mir beikam, mich darüber öffentlich auszusprechen. Das scheint mir doch darauf hinzuweisen, daß gerade mir ein gutes Recht beiwohnt, mich in diesem Punkte vernehmen zu lassen, denn allemal ist es irgendwie eine Unzufriedenheit, durch die etwas, was bisher unangetastet ruhte, in die Beachtung und Bewegung hineingezogen wird. Sollte etwa diese Unzufriedenheit an der allgemeinen Zufriedenheit abprallen und dann auch noch mit blutigem Kopfe heimgeschickt werden, so weiß ich ja, daß nicht alle Angriffe glücken können und kann mich ganz gelassen in den Mantel der Ueberzeugung einwickeln, auf die jeder das unanfechtbarste Recht in der Welt hat und die geltend zu machen er sich getrieben fühlen wird, wenn ihm zugleich viele mittheilbare Gründe für sie zu Gebote stehen.

Mir ist es immer vorgekommen, wenn bei öffentlichen Feiern das Lied „Deutschland, Deutschland über alles" angestimmt wurde, daß nun der große und ganz eigenartige, bei keiner sonstigen Gelegenheit sich so gut ermöglichende Moment gekommen sei, wo einmal, unter der höchsten Betheiligung der fühlenden Seele, ein allgemeines Bekenntniß abgelegt würde über das, was nun eigentlich für alle, in der besten Zusammendrängung des Gedankens, das Vaterland sei, welches der Inhalt sei des Vaterlandsgefühles. Ist es nun so, dann tritt die außerordentliche Wichtigkeit dieses Momentes

und des Wortlautes, den man in ihm ausspricht, hell hervor. Warum aber sollte es nicht so sein? Warum sollte sich im Moment ein Wortlaut entladen, der rasch vorüberrauscht und wieder vergessen wird? So ist es in der That auch nicht mit diesem Liede: es wird zu oft und mit der ihm beigelegten Bedeutung, daß es der beste Ausdruck des nationalen Hochgefühls sei, gesungen, als daß nicht etwas von ihm in die allgemeine Gesinnung für das Vaterland übergehen sollte. Dann aber kommt nun auch sehr viel darauf an, daß es der wünschenswertheste Inhalt sei, der sich dem Volke ungesucht und von einer herrlichen und allgeliebten Melodie mächtig getragen in die Seele drängt. Das Nationallied ist vielleicht die einzige Gelegenheit, daß einmal die Einigkeit des Geistes in einer sonst durch Meinungen, Leidenschaften und Interessen so zerklüfteten Gesellschaft proclamirt werden kann. Es stellt dann aber auch über die festliche Gelegenheit hinaus für alle Werkeltage fest, worin die „Einheit in dem Nothwendigen" besteht, und schlingt so ein Band um die Denkweise der Volksgenossen. Die Analogie ist ja zu schlagend als daß sie nicht einmal ausdrücklich für alle die vielen constatirt werden müßte, die in dem Nationalliede nur eine Explosion festlicher Begeisterung sehen: das Nationallied soll für die politische Gemeinschaft sein was das Glaubensbekenntniß für die kirchliche Gemeinschaft ist. Unter diesem Gesichtspunkte wird die ungeheure Wichtigkeit des Nationalliedes klar, aber auch noch manches andere, was wir uns klar zu machen haben. Was unserem Volke schmerzlichst fehlt, ist die Einigkeit des Geistes, die Klarheit und Sicherheit in der Gemeinsamkeit einer Grundgesinnung. In Wahrheit ist

wenigstens ein Ansatz zu einer solchen trotz aller Zersplitterung durch Sonderinteressen und Parteigeist noch vorhanden, aber es gilt sich ihrer auch bewußt zu werden, ihre Elemente in klarer und eindringlicher Ueberschau zu sammeln. Und diesen Dienst kann und sollte das Nationallied leisten, wie nichts anderes ihn so gut leisten kann. Da wird nun aber das Hoffmannsche Lied nach meiner tiefsten Ueberzeugung auf der Wage des Werthurtheils zu leicht befunden: das Bekenntniß einer so großen und einzigen Nation in ihrem feierlichsten Momente zu Wein, Weib, Gesang und einigen weiteren Allgemeinbegriffen oder auch meinetwegen Idealen einer früheren Epoche — vergl. Nr. III — erfüllt mich immer mit Beschämung.

Ganz besonders in unserer Zeit ist das Nationallied berufen, jenen großen idealen Dienst zu thun, wo die große Masse des Volkes, sein socialdemokratischer Bruchtheil, das vom Bürgerthum erkorene Nationallied mitzusingen in seiner nun einmal bestehenden Gefühlsweise gar nicht über sich gewinnt und ein Ersatzlied des Bekenntnisses zu deutschem Volksthum gar nicht hat noch sucht, und wo andrerseits die höheren Volksschichten in einer solchen Krisis ihres Nationalbewußtseins stehen, daß von dem in der Bildung begriffenen neuen Nationalbewußtsein die allergrößten Personen und Güter der deutschen Vergangenheit in Wahrheit ausgeschlossen werden.

Sollte es denn wirklich nicht möglich sein, eine poetische Formel — d. h. also ein neues Nationallied — zu finden, in der wir alle, die wir der alten Ordnung, im Gegensatz zur socialen Revolution, ergeben sind, doch

auch noch mit den Millionen des Arbeiterstandes, ohne die das deutsche Volk doch ganz gewiß ein Rumpf ist, als Genossen einer Grundgesinnung unseres Volkes zusammentreffen könnten? Wäre es nicht auf's innigste zu wünschen, daß nicht jedes Band der Gesinnungsgemeinschaft zwischen ihnen und uns zerschnitten würde? Dann aber dürfen wir sie nicht sogleich im Eingange zurückstoßen durch eine Ueberspannung des Nationalismus zu einem extremsten Ausdruck, den sie nun einmal im Gedanken an das Brüderthum aller Menschen nicht mitempfinden können. Diesem Gedanken huldigen sie aber mit Ueberzeugung und Inbrunst, wenn sie auch seine Allgemeinheit in anderer Weise trüben, sofern sie doch vorzugsweise an die Solidarität der Proletarier aller Länder dabei denken. Die wahre Größe des Vaterlandes, sofern es sich nur der Menschheit einordnen und nicht exlusiv zu ihr stellen will, läßt sich aber doch wohl noch selbst ihrer Empfindung nahebringen, als ihr Bekenntniß hervorlocken: insbesondere haben sie vor der Hoheit des Geistes in Kunst und namentlich Wissenschaft doch Respekt, haben ein dunkles Bedürfniß nach der Unterlage eines durch den gesunden Verstand unanfechtbaren religiösen Glaubens für alles menschliche Denken und Handeln, und selbst das Kaiserthum ist, wie die Geschichte zunächst an Cäsar und Napoleon beweist, ohne daß diese Form des demokratischen Cäsarismus die einzige zu sein braucht, mit Demokratie, die sie sonst in ihrem Programm tragen, nicht unvereinbar. Ein allen Theilen des deutschen Volkes annehmbares Nationallied halte ich noch für möglich, für äußerst wünschenswerth, für höchst wichtig als ein ideales Einheitsband, wenn

der Reichstag die Theile des deutschen Volkes in seinen Vertretern doch nur eben in ihrer Geschiedenheit zu Parteigruppen einigt. Es muß, wie gesagt, dem kirchlichen Glaubenssymbolum auf dem Gebiete des staatlichen und nationalen Lebens entsprechen und diesem denselben Dienst thun wie jenes dem religiösem Leben thut, nämlich alle noch so großen Verschiedenheiten in einer Formel der Uebereinstimmung im Unentbehrlichsten dennoch einigen. Und eine solche Formel hervorzubringen, dazu kann nur die Wahrheit, d. h. die Feststellung der Größe des Vaterlandes aus den Hauptstücken, auf denen sie thatsächlich beruht, im stande sein: denn wer sich nicht der Thatsächlichkeit beugen will, der würde sich eben damit zu bösem Willen bekennen. Diesen thatsächlichen Hauptstücken wird aber das alte Lied nicht wahrhaft gerecht.

Diejenigen Schichten der Nation, die, übrigens in verschiedenem Maße — tonangebend darin sind die besitzenden Nationalliberalen, von „kleinen Leuten" wird das Lied nur matt mitgesungen, und in der ostelbischen Landbevölkerung ist es ziemlich ungehört — in dem Hoffmannschen Liede das Bekenntniß ihres nationalen Hochgefühls zu besitzen glauben, steuern damit einem einseitigen Nationalismus zu, welcher viele der größten Männer der Nation nicht als Deutsche gelten läßt. „Den Chauvinisten wird bei Goethe nicht warm", sagt Th. Ziegler in seinem trotz mancher Fehler und Mängel hochbedeutenden Werke „Die geistigen und socialen Strömungen des neunzehnten Jahrhunderts" (Berlin, Bondi, 1899), S. 659, „weil diesem großen Deutschen Deutschland allerdings nicht über alles, über alles in der

Welt gegangen und weil er gerade darin so recht deutsch gewesen ist". Meine erste Broschüre wurde gerade gedruckt, als ich dies las; noch weniger kann also Th. Ziegler durch mich zu diesem im Vorübergehen angedeuteten Urtheil beeinflußt sein: es ist ein merkwürdiges Zusammentreffen. Neben Goethe hätten natürlich noch manche große Namen genannt sein können von Männern, denen dieses mit ausdrücklichster Absichtlichkeit gezüchtete Deutschthum des nationalen Gedankens viel zu eng sein würde. Es ist ganz gewiß eine höchst erfreuliche Errungenschaft des Bismarckschen Zeitalters, dieses selbstbewußte, kühn und fest auf einem in der ganzen Welt Achtung gebietenden Staate, stolz auf des Vaterlandes blankem Schwert und seinem blanken Schild fußende Deutschthum, welches einer herrschenden Stellung der Deutschen unter den Völkern des Erdballs zustrebt. Aber es hat den starken Anfang damit genommen, daß dieses Nationalbewußtsein über die Grenzen des echt deutschen Fühlens hinauswächst und für das Volksthum schön und edel findet, was an dem Einzelnen als Egoismus und Ueberhebung empfunden wird. Ich selbst hege den tiefsten Glauben, daß das deutsche Volk zu einer Vorherrschaft unter den Völkern der Erde berufen und berechtigt ist wie kaum irgend ein zweites. Aber der Unterschied ist nun der, ob man sich blindlings dem nationalen Egoismus als solchem hingiebt, unter den in dieser Vorstellungsweise verkorpsburschlichten Völkern den Germanen die Rolle des schneidigsten, reichsten und vornehmsten Elitekorps wünscht und gerade dieser Nation unter den Nationen in unmittelbarer Selbstischkeit den ersten Rang zudenkt, oder ob man

auf Grund des deutschen Wesens dieses Edelvolk an der Spitze der Völker und im Mittelpunkte ihres Rathes sehen möchte. Da kommen aber Eigenschaften des deutschen Wesens in Betracht, die keineswegs mit der herausfordernden Schneidigkeit zusammenfallen: der sittliche Ernst, die Gottesfurcht und Gottinnigkeit als die freiwillige und liebende Beugung unter die wirklich allerhöchste Instanz, die Tiefe und Allseitigkeit des denkenden Geistes, die Lust an dem lebenveredelnden Schönen, die Gerechtigkeit, die Menschlichkeit, die Friedfertigkeit, der Fleiß, die Ausdauer, die Besonnenheit, der Todesmuth für die gerechte Sache. Dem Deutschthum als diesem hochauserwählten und begnadigten Volksthum soll das Nationallied die Ehre geben, um diesem Volksthum wieder Nahrung und Stärkung aus ihm zufließen zu lassen, aber nicht „Deutschland, Deutschland über alles" singen, weil man nun eben ein Deutscher ist und unter der Voraussetzung, daß jede große Nationalität für sich nun auch das Recht hat, ihre Nationalität über alles zu stellen. Welche Unvernunft kommt dabei für das Bild des Zusammenlebens der Völker heraus! Das alte Nationallied gießt mit seinen ersten beiden Zeilen für mein Gefühl Oel in das Feuer des blinden selbstischen Nationalismus und weiß den echten Ansprüchen des deutschen Wesens auf ein unmißbrauchtes Vorrecht unter den Völkern nicht genügende Begründung unter die Füße zu geben; es wirkt auf diese Weise schädlich. Ein Nationallied, welches die besten deutschen Ruhmestitel zusammenfaßte, welches in gleicher Weise dem neuen thatbegierigen und vorwärts dringenden Machtbewußtsein und der alten Geistestiefe und recht-

schaffenen Arbeitsamkeit Genüge thäte, könnte unermeßlichen Segen stiften, weil das Leben selbst schon in die Maschen eines solches Liedes einschlägt und das in bedeutungsvollem Moment Gesungene im stillen weiter wirken läßt. Nun aber sind gerade die mit dem alten Liede zufrieden, welche die Träger des sogenannten nationalen, aber nicht des umfassend deutschen Bewußtseins sind; sie hauchen ihm ihren Geist ein und verschulden damit, daß der wahrhaft deutsche Geist zu ihrer Einseitigkeit zusammenschrumpft. Dagegen sollte das Nationallied die große Mission erfüllen, die jetzt fehlende Gemeinsamkeit eines Volksbewußtseins in größten Grundzügen zu schaffen, zu dem sich alle mit Ueberzeugung bekennen könnten.



II. Das Nationallied und die Volkslieder.

An diesem Punkte hängt ganz vornehmlich die Verständigung über das Nationallied. Man scheint vielfach vorauszusetzen, es müsse ein Volkslied sein. Das halte ich aber für ganz falsch, und für die Uebereinstimmung in diesem Urtheil möchte ich so gerne die allgemeine Meinung gewonnen sehen.

Ein Nationallied hat man in früheren Jahrhunderten in Deutschland nicht gekannt, wie E. Engel sachkundig in seiner freundlichen Besprechung meiner ersten Broschüre im „Hamburger Fremdenblatt" auseinandersetzte. Nach anderen, und meist doch noch ernsteren, schöneren und schwungvolleren aus der Zeit der Freiheitskriege, die für die Dauer nur zu sehr aus dem ganz bestimmten Geiste gerade dieser Zeit geboren waren, hat sich thatsächlich das Hoffmannsche Lied eine so einzigartige Stelle bei vaterländischen Festen errungen, daß man auf dieses Lied den durch es selbst geschaffenen Begriff des Nationalliedes anwenden kann. Ein Nationallied braucht die Nation ja nicht zu haben, weder in dem Sinne, daß es eine Nothwendigkeit wäre, daß es entstände, noch in dem Sinne, daß es eine Pflicht wäre, nach ihm zu suchen. Ist aber thatsächlich einmal ein Lied in diese Stelle aufgerückt, so ist damit zugleich seine Idee aufgegangen, d. h. ein Lied soll da sein, welches eine nur ihm zukommende Aufgabe hat, deren beste Lösung es

darstellen muß. Diese Aufgabe kann keine andere sein als dem Hochgefühle für das Vaterland einen herzenswarmen, begeisterten Ausdruck zu geben und die großen Hauptgründe, die zu diesem Hochgefühl berechtigen, auch aus dem Bewußtsein des Volkes klar, bestimmt und nachdrücklich herauszusprechen, dem sie andererseits erst durch die Dienstleistung, die dieses Lied zu thun hat, einzupflanzen und zu hellem Besitz zu bringen sind.

Aus der Annahme dieser Auffassung, über die man sich zunächst zu entscheiden hat, folgt, daß das Eine Nationallied — Eingebungen in der Fassung des Einzelnen vorbehalten — seinem Wesen nach aus dem Bewußtsein, und nicht aus dem Unbewußten entspringen muß. Mit anderen Worten: der rein poetische Werth, der bei den Erzeugnissen der Lyrik meist an dem Ursprunge aus dem unmittelbaren Weben der Gefühle, aus dem unsagbaren Drängen auf dem Grunde des Gemüthes, kurz aus dem Unbewußten hängt, kommt in diesem Falle nicht in erster Linie in Betracht. Denn eine ganz bestimmte, klar vor dem Bewußtsein stehende geistige Aufgabe kann mit Sicherheit nur das Bewußtsein lösen, ihre Lösung an einem aus dem Unbewußten hervorgegangenen Erzeugniß zu erleben, ist nicht unmöglich, aber wäre nur ein Zufall, auf den zu warten keine Bürgschaft dafür bietet, daß man nicht zu lange warten muß.

So braucht das Nationallied keine hervorragende poetische Schönheit an sich zu tragen, nicht von Thautropfen des Ursprünglichen, von Diamanten des Geistes oder Perlen des Gemüths zu blitzen, nicht durch große

Originalität oder Kühnheit in Gedanken und Ausdruck zu überraschen und zu packen; es braucht nur von befriedigender poetischer Sprache zu sein, es darf nur nicht durch irgend welchen Anstoß in seiner Diction das Sprachgefühl verletzen und die Stimmung ablenken und trüben. Worauf es hier ankommt, das ist, daß die Einheit eines gewissen großen Grundgefühls der Volksgenossen gegen das Vaterland selbst in unserer Zeit so großer Zerfahrenheit aller Gefühle und Werthschätzungen zum Ausdruck komme und in Folge davon auch seine stille Wirkung im Leben segensreich entfalte. Das ist aber eine Sache von so hohem realen Werthe, nämlich von Werth für die Bildung einer einheitlichen Volksgesinnung, daß selbst die idealen Ansprüche des rein Poetischen gegen eine Wichtigkeit solcher Art zurücktreten müssen. Denn dieses Lied ist seiner Idee nach ein Programm- oder Bekenntnißlied, und der Werth einer Bekenntnißformel ist bedingt durch die vollkommenste Klarheit darüber, welche Bestandtheile des Bekenntnisses wirklich die wichtigsten sind, und durch die vollkommenste Klarheit in der Fassung jedes einzelnen. Man wird vielleicht die Sache nicht so angesehen haben, weil das für ein Gedicht etwas ganz ausnahmsweises ist. „Ein Gedicht ist kein Exempel“ kann man mit vollstem Recht sagen. Aber dieses Gedicht ist einmal ein Exempel, weil es einen durch die Idee der Sache ganz bestimmten Inhalt, der gar nicht der zufälligen Genialität überlassen werden darf, auf das beste auszudrücken hat. Das Nationallied soll bei allen festlichen Veranlassungen immer nicht nur einer augenblicklichen mächtigen Wallung des Gefühls entsprechen, sondern hat immer auch vor

allem eine centrale geistige Bedeutung für den innersten Sinn der festlichen Veranlassung. Und eben dieser scheint mir das Hoffmannsche Lied viel zu wenig zu genügen.

Nun ist es aber ein großes Vorurtheil, daß Begeisterung sich nicht verbinden könne mit der Klarheit der Vernunft. An und für sich ist die Begeisterung zwar das Frühere und sie fällt dem zu, was nur den dunklen Gefühlen, die im Herzen wunderbar schlafen, als das vorschwebt, was eigentlich von der Liebe des Herzens gemeint wird. Aber der ganze Zug des Werdens und der Veränderung im Geistesleben geht auf die Aufhellung des Bewußtseins, und es ist gar nicht abzusehen, warum dem, was nun von dem anderen Pol unseres Wesens nicht mehr angefochten werden kann, die Begeisterung versagt werden müßte. Im Gegentheil, wessen wir nun doppelt gewiß sind, das kann erst recht die Begeisterung wecken, da es ja gerade als dasjenige gesucht wurde, für das die Begeisterung so zwingend sein sollte, daß sie aller etwaigen Kritik stich hielte. Was wäre das auch für eine Begeisterung, die im Wahn und „Thran" schillernde Blasen aufwürfe, aber unter hellem Lichte zergehen müßte? Durch jenes Vorurtheil schaden wir Neueren oft der Gesundheit unseres inneren Lebens, während die großen Alten in dem Postulat der Hegemonie der Vernunft den Angelpunkt des echten Menschenthums besaßen. Ich war gespannt, mit welcher Ueberschrift E. v. Hartmann in seiner jetzt erscheinenden großen und erstaunlichen Geschichte der Metaphysik die Epoche des Plato und Aristoteles bezeichnen, welches allergrößte und tiefste Merkmal er

für diese hohe Zeit des griechischen Geistes gefunden haben würde; und siehe da, ich war aufs glücklichste betroffen, als ich las: „Der klassische Rationalismus"; kein Nagel ist je besser auf den Kopf getroffen, als mit dieser Formel der in einem ungeheueren Umfang seiner Elemente auseinander gelagerte, folglich doch ein großes Räthsel seines einheitlichen Wesens aufgebende, innerste Charakter jenes hellsten Frühlingsmorgens des Geistes der Menschheit. Aber das ist eine dauernde Wahrheit: Die Gesammtverfassung unseres Wesens ist nicht befriedigt, ehe wir, was wir zuerst in der Tiefe dunkel fühlten, als etwas, was sich allmählich zu lichten Höhen emporgerungen hat, in klarer Erkenntniß besitzen. Wird uns Begeisterung zugemuthet für etwas, was dem Geiste noch nicht voll gehört, so stört das kritische Unbehagen des Geistes die Harmonie unseres Vollgefühles. Sagt aber auch der Geist sein Ja und Amen zu dem, was ihm vom Gefühle geboten wird, dann kann sich ja die Begeisterung verdoppeln, denn dem Gefühle wird ja nicht entrissen, was nun auch Besitz der Erkenntniß wird. Die Anwendung auf den Inhalt des Nationalliedes ergiebt sich von selbst. Ich muß sagen: Ich konnte niemals warm werden, wenn sich ein Inhalt, der so tief hinter dem echten Inhalt des Nationalgefühles zurückblieb, sich gab als dasjenige, worauf hin nun das stolze Hochgefühl dessen, was wir am Vaterlande hätten, unsere Brust durchbrausen sollte; das also sollte es sein? Weiter nichts? Nein, erst wenn in dieser Beziehung keine Beklemmnng mehr herrscht, erst dann heben sich die Schleusen nicht mehr gehemmter Begeisterung von selber. Der Theil der Nation, der sich

mit einem niederen Ausdruck seines Nationalbewußtseins begnügt, kann doch dem anderen nicht zumuthen, sich zu ihm herabzulassen und dadurch ärmer und nothleidend zu werden, wohl aber dieser jenem, zu ihm heraufzukommen und dadurch reicher und vollbefriedigter zu werden. Dieses Heraufkommen ist aber bei gutem Willen gar nicht so schwer, weil ja nichts anderes als das wahrhaft beste Nationale zum Ausdruck kommen soll, was sich doch mit irgend welchem Anklang durch alle hindurchzieht.

Aus allem Obigen folgt auch noch: Selbst durchgehende „Naivität" des Ausdrucks ist keine richtige Forderung an ein Nationallied, wie es unserer Zeit angemessen ist. Das Volk selber kann in unserer Zeit wohl noch naiv bleiben in Angelegenheiten seines unmittelbaren Lebens und Fühlens, die ihm nicht von der Presse behandelt werden, aber nicht mehr in den vaterländischen Angelegenheiten, die ihm täglich von der Presse vorgesetzt werden. Und wäre es selbst noch wenigstens in den Grundgefühlen für diese, die allerdings in so ausdrückliche Besprechung nicht mit eingehen, naiv, so wäre diese Naivität doch nicht im Stande, aus sich heraus den Inhalt und seine sprachliche Fassung zu gestalten, der nur auf den Höhen des nationalen Lebens überschaut und erfaßt werden kann. Das Volk muß also zu der Ausdrucksweise der Gebildeten in diesem Falle hinaufgezogen werden, wie das ja auch bekanntlich, nach Schillers gegen Bürgers Volkston so energisch geltend gemachter ausdrücklicher Absicht, in Schillers Balladen so ist, die dennoch ein so theueres Gemeingut des Volkes geworden sind. Ein „Ihr sollt also

singen" kann aber in seiner Berechtigung sehr wohl empfunden werden durch die Analogie mit dem „Ihr sollt also beten", welche Vorschrift doch nicht verhindert hat, daß das also vorgesprochene Gebet zur schlichtesten und wahrsten Herzenssache wenigstens werden kann. Und doch gehört das Gebet noch einer innerlicheren Herzenskammer an als alle weltlichen Gefühle.

Das Nationallied, das dem Ideale des besten Ausdruckes eines ganz bestimmten Inhaltes zustreben muß, ist eben ein ganz eigenartiger Fall für die lyrische Production. Bei ihm ließe sich wenigstens denken, ohne daß ein Widerspruch gegen sein Wesen geschaffen würde, daß ein Entwurf von ihm dem Reichstag vorgelegt, von ihm berathen, geändert und zum Beschluß erhoben würde, — falls diese Körperschaft in diesem Fall einmal das Schöne als einen mit dem Zweckmäßigen gleich berechtigten Gesichtspunkt anerkennen würde, was ihr sonst viel ferner liegt als den berathenden Körperschaften der Alten, die nur formvollendete Reden von ihren Sprechern verlangten und darin eine gleiche Feinheit des Ohres wie des geistigen Geschmackes bekundeten.

Im übrigen versteht es sich von selbst, daß ich hinsichtlich der Lyrik überhaupt nicht auf einen so lächerlichen und rasenden Anachronismus verfallen würde, Gottschedsche Ideen über eine nothwendige Regelmäßigkeit der Production für richtig zu halten. Nur eben dieses Lied ist nicht an Forderungen, die man an seine poetische Qualität, sondern an Forderungen, die man an seinen Gesinnungsgehalt stellt, zu bemessen, vorausgesetzt nur, daß es in der ersteren Beziehung nur nicht gerade unterwerthig ist. Für die Entstehung von

eigentlichen Volksliedern dürfte die Zeit abgelaufen sein, auch ein naiver Volkston dürfte in einem von Preßerzeugnissen in raisonnirender Prosa so sehr durchsetzten Volke nicht mehr als ein Vorbild in der Wirklichkeit für die Sprache lyrischer Dichter, die darauf ausgingen ihn zu treffen, vorhanden sein. Dagegen wird der Hauptstoff der Lyrik stets in den Gefühlen bestehen, die vor aller Reflexion sich auf dem dunklen Grunde des Unbewußten regen, und auch der glücklichste Theil des lyrischen Ausdruckes dieser Gefühle wird von Eingebungen abhängen, die nicht vom hellen Licht des kritischen Bewußtseins producirt werden, sondern dem Dichter aus der Unmittelbarkeit seines geistigen Wesens in den Schoß fallen.

III. Das Nationallied „Deutschland, Deutschland über alles“ als „vormärzliches“ und deshalb veraltetes Lied.

Das thatsächlich zu einem Nationalliede gewordene Lied Hoffmanns von Fallersleben knüpft sogleich seine inbrünstige Emporhebung Deutschlands über alles in der Welt an die Bedingung: „Wenn es stets zu Schutz und Trutze . . .“ Auf diese Bedingung könnten seit der Gründung des neuen deutschen Reiches, dessen Zusammenhalten wenigstens in Noth und Gefahr von Anfang an von allen als unverbrüchlich sicher in einem überwältigend zweifellosen Gefühl empfunden wurde und immer empfunden wird, kein Mensch mehr verfallen. Sie ist also jetzt ganz unangebracht und innerhalb einer neuen Schöpfung eine Versteinerung aus früheren Tagen. Wohin unser Auge blickt, wird es getroffen von dem Bilde der unübertrefflichen Bereitschaft des neuen Reiches zu Schutz und Trutze. Als dagegen im Jahre 1840 plötzlich der begehrliche Ruf der Nachbaren nach der Rheingrenze erschollen war, da konnte wohl ein Blick auf die so mangelhafte Kriegsverfassung des deutschen Staatenbundes das Herz des Patrioten mit beklemmender Besorgniß erfüllen, gleichwie auch im Juli 1859 bei der Mobilmachung Preußens, wenn auch wohl mit Unrecht, das Gefühl allgemein war, daß wir wenigstens zunächst Frankreich nicht gewachsen sein würden. Es kam hinzu,

daß der Verlaß auf die deutschen Fürsten nicht über allen Zweifel erhaben in dem deutschen Volksgefühl dastand: lag doch die rheinbündlerische Zeit nicht gar so weit zurück und haben es doch die Tage von 1866 bewiesen, daß die Abneigung gegen die allein vernünftige Führerrolle Preußens in Deutschland bei manchen Fürsten vielleicht stärker war, als die gegen eine Protectionsstellung des westlichen Nachbars zum Schutze der particularen Selbstständigkeit gegen den mächtigen norddeutschen Bruderstaat. Es ist vollkommen begreiflich, daß um die Zeit, wo Hoffmann von Fallersleben sein Lied dichtete (1841), den Vaterlandsfreund das Gefühl anwandeln, ja in Besitz nehmen konnte, daß von unten herauf, in dem freien Gefühl der brüderlichen Zusammengehörigkeit der Volksgenossen und der dentschen Stämme, die Gewißheit, allen feindlichen Angriffen überlegen zu sein, zu suchen sei. Jetzt aber — wie wunderlich klingen doch diese Worte der Bedingung, sobald man sie einmal mit den ihnen entsprechenden Verhältnissen vergleicht, die dauernd und fest erfüllt sind! Wer hat in irgend einem Momente der dreißig Jahre seit Wiederaufrichtung des deutschen Reiches bezweifeln können, daß das nunmehrige Deutschland zu Schutz und Trutze auf das festeste zusammenhält? Und zwar ist die Klammer eine noch viel eisernere als die „Brüderlichkeit“ des Gefühles der einzelnen und der deutschen Stämme. Der Staats- und Reichsgedanke ist eine allen etwaigen Absonderungsbestrebungen weit überlegene, lebendige ideale Macht, und der Ernst und die Kraft der physischen Macht, mit der er sich durch die staatliche Organisation des Gesammtwillens, in welchem Regierungen und Volk völlig zusammentreffen,

geltend macht, läßt auch an heilsamem Zwange nichts fehlen. Das Beste aber ist, daß nunmehr in Wahrheit die Brüderlichkeit des freien Gefühles viel sicherer verbürgt ist. Davon weiß schon 1870 das Zusammenstehen z. B. der Baiern, Hessen und sogar Polen bei Wörth, der Brandenburger und Hannoveraner bei Spichern und Mars la Tour, der Sachsen und Preußen bei St. Privat und Champigny und der brüderliche Verkehr der Deutschen aller Stämme, wo und wie sie gerade in Feindesland zusammentrafen, beweiskräftig zu erzählen. „Furcht und Schrecken sind schwache Bande der Liebe“ ist ja leider ein halb wahrer Gedanke, wie ihn Tacitus dem Schottenführer in den Mund legt, um diesen die Seinigen zu einer bald schrecklich widerlegten Geringschätzung der aus so vielen Völkern zusammengesetzten römischen Legionen entflammen zu lassen, oder er ist nur in dieser drastisch übertreibenden Formulirung seines sprachlichen Subjectes wahr: wer die Menschen kennt, der weiß, daß die guten Triebe in ihnen, wo sie müssen, weit sicherer zur Wirkung kommen, als wo es ihr „guter Wille“ ist. „Groß, machtvoll ist die Zucht des Staates“, so sagt wiederum die Weisheit der Alten in einem Ausspruche Cicero's, und diese Zucht durchdringt die Zustände der Wehrkraft des neuen Reiches doch in ganz anderem Maße als in Summa — das frühere Preußen natürlich ausgenommen — das alte Deutschland unter dem Bundestage. Wenn die bloße „Brüderlichkeit“ dasselbe wirken könnte, das wäre ja viel schöner, aber sie kann es nicht, und sie entfaltet sich ganz gewiß viel kräftiger, wo allen unbrüderlichen Gelüsten auch ein starker Riegel durch überlegenen Zwang vorgeschoben ist. —

Die Umschreibung der deutschen Grenzen im alten Liede in der Weise, daß sie vor allem die Forderung des Zusammenhaltens der damaligen beiden deutschen Großmächte ausdrückt, ist ja auch — wenn nicht „vormärzlich", so doch sozusagen vorjanuarisch, wenn man an das Datum der Aufrichtung des neuen Reiches denkt, oder sie ist hinfällig nach der Entscheidung, die das preußische Schwert 1866 gefällt hat. Ich habe ja schon in meiner ersten Broschüre darauf hingewiesen, welche Ungelegenheiten diese Kennzeichnung des deutschen Territoriums aus der staatenbundlichen Zeit mit sich bringt. Das deutsche Reich sollte sich in der Phase, in der wir seit 30 Jahren bis auf noch unbestimmte Zeit leben, einmal auch in seinem Nationalliede in der Autarkie, der Selbstzufriedenheit mit seinem Besitzstande, fühlen, wie es das in der ernsten politischen Gesinnung durchaus thut. Das Lied, das jetzt an feierlichster Stelle festlicher Gelegenheiten zu singen sein sollte, muß doch wohl ein Bekenntniß der freudigen Begeisterung am bestehenden Reiche, und nicht des deutschen Volksthums überhaupt sein. Ich glaube auch, daß es so aufgefaßt wird, ich glaube, aus ihm immer die Freude am neuen Reiche herausgehört zu haben, und man macht sich nur nicht klar, daß man mit der dritten und vierten Zeile der ersten Strophe des alten Liedes sich mitten in der Freude an dem Erreichten mit den schwerwiegendsten Sorgen für die Zukunft belastet. Oder will man, wenn man an den oberen Lauf der Maas und den unteren der Etsch denkt, die in undeutsche Lande führen, zugleich etwas in Chauvinismus machen? Diese Hindeutung auf Zukünftiges würde die Freude am Gegenwärtigen trüben,

die es doch durchaus ist, die sich heraussingen will. Insbesondere können wir jetzt unmöglich auf ein immerfort („wenn es stets . .) bestehendes Bündniß zwischen dem Deutschen Reiche und Oesterreich, Notabene „Oesterreich-Ungarn", ein so hohes Gewicht legen, daß wir davon unsere Werthschätzung unseres Vaterlandes abhängig machen. Ist es doch ein offenes Geheimniß, daß Deutschland in diesem Bündniß der weit mehr gebende als empfangende Theil ist, und könnte doch Deutschland in der Selbstgenügsamkeit seiner ungeheueren Machtfülle zu Lande, wenn es sein müßte oder die Erneuerung des Bündnisses sich einmal nicht vollzöge, des Bündnisses mit Oesterreich ganz wohl entrathen. Wenn man aber jetzt den Sinn des Bedingungssatzes der dritten und vierten Zeile von Str. 1 des alten Liedes, den es hatte zur Zeit des alten Deutschen Bundes, im stillen dahin umdenken wollte, daß man dabei das dermaleinstige Anheimfallen der deutschen Lande Oesterreichs an das deutsche Reich im Sinn hätte, so würde dieser Versuch, einem ganz veralteten Inhalte in den beiden Zeilen und der darauf folgenden Grenzumschreibung zu entgehen, mit mehreren schweren Bedenklichkeiten behaftet sein. Erstens wären das sehr illoyale, ja treulose Hintergedanken gegen die Regierung, mit der das Bündniß abgeschlossen ist. Zweitens: Wenn, wie es immer wahrscheinlicher wird, die uralte deutsche habsburgische Dynastie dem Verhängniß nicht entgehen kann, nicht ohne ihre Schuld, aber noch mehr durch die Schuld einer unnatürlichen und auf die Dauer unlösbaren Aufgabe, ihre Reichslande zerfallen zu sehen, so ist das ein weltgeschichtliches Schicksal von — bei aller Vernunft —

doch auch solcher Tragik, daß die Achtung vor dem alten deutschen Kaiserhause und das menschliche Mitgefühl verbietet, in einem Gesang der Freude und der Begeisterung es zu ertragen, daß dieses zukünftige große Ereigniß seine vorherlaufenden Schatten hineinwürfe. Es kommt hinzu, daß noch niemand sich eine Vorstellung davon machen kann, wie, insbesondere ob friedlich oder nach einem furchtbaren Völkerkampf, sich jenes große und tragische Ereigniß vollziehen wird, wenn es wirklich durch keine conservative Staatskunst hintanzuhalten ist: somit würde es für das Singen des Nationalliedes ein Gefühl der Beklemmung mit sich führen, wenn es die Gedanken bis zu diesem dunklen Probleme der Zukunft hinzöge. Endlich aber ist es noch die Frage, ob die Aufnahme so vieler Millionen deutscher Menschen von doch sehr andersartig bestimmter cultureller Vergangenheit und Wesenheit für das deutsche Reich das reine Glück sein würde, zumal das große halbczechische Kronland Böhmen mit in Betracht kommen würde. Die Assimilirungsarbeit würde auf Menschenalter hinaus ein ungetheiltes Wohlgefallen an dem großen Machtzuwachse nicht aufkommen lassen. Andererseits aber wird in dem großen Haufen durch das Spiel mit dem Zukunftsbilde der Erfüllung pangermanistischer, „alldeutscher" Ideale die Gedankenlosigkeit leicht zu dem größten Fehler der gegenwärtigen Menschen verführt, das Glück draußen zu suchen, trotz der Warnung seines großen Dichters, daß es dort der Thor sucht. Das Menschenleben würde auch dann in seinen alten Nöthen befangen bleiben, und die wahren Bedingungen des Glückes der einzelnen und der Völker hängen schon jetzt an denselben ewigen Sternen, an

denen sie auch dann hängen bleiben würden. Es ist nicht gut für ein Volk, wenn es sich durch äußere Veränderungen mit Einem Male den Himmel auf die Erde geschenkt wähnt, und diese oberflächliche Gesinnung sollte nicht genährt werden. Ich schreibe dies nicht aus vager allgemeiner Betrachtung heraus, sondern aus scharfer Beobachtung des Geistesstandes der Vielen.

Auch die zweite Strophe des alten Liedes spiegelt genau gewisse vormärzliche Zustände, über die wir jetzt in besserer Erkenntniß hinausgekommen sind. Die Hineinrückung des Weines und „Sanges" in eine so bedeutende Stellung für das nationale Leben entspricht ganz dem damaligen Wesen, daß rauschende Festlichkeiten für den „nationalen Gedanken" etwas ganz Wesentliches seien. Sie haben ihre nicht zu unterschätzende Bedeutung gehabt für die Erringung der deutschen Einheit — wie sie unvergleichlich viel straffer und festgegründeter für drei Viertel der Deutschen besteht, aber für das Viertel der Deutschösterreicher in demselben Maße lockerer geworden ist — aber ihr eigentlicher Kitt ist bekanntlich nicht Wein und Gesang, sondern Blut und Eisen gewesen.

„Einigkeit und Recht und Freiheit" in der dritten Strophe sind so recht die Schlagworte der vormärzlichen Zeit, die von dem Verlangen erfüllt war, die Verheißungen eines verfassungsmäßigen Regiments eingelöst zu erhalten. Wir wissen jetzt zu gut, daß die Rechtsprechung im deutschen Reiche in summa summarum in guten Händen ist, und daß das Unrecht wohl zum Unglück führt, aber das Recht für sich noch nicht zum Glück führen kann, endlich daß die Freiheit doch nur der Rahmen ist, auf dessen Erfüllung durch wahrhaft gute

Gesinnung es ankommt, welche letztere durch die bloße Form der Freiheit noch keineswegs verbürgt ist. Schlimmer ist die Voraussetzung der vormärzlichen Zeit in den folgenden Worten, daß „wir" natürlich für Recht und Freiheit streben wollen, also doch wohl einen Gegner haben müssen, dem wir sie wider seinen Willen im Kampf abzuringen haben. Dieser Gegner ist natürlich kein äußerer, sondern ein innerer, es sind die Regierungen, die das Unrecht und die Unfreiheit wollen. Diese Entgegensetzung aber ist im neuen deutschen Reiche keineswegs wahr. Von den beiden grundlegenden Volksgütern, der Ordnung und der Freiheit, in deren richtiger Mischung und Verbindung alle innere Staatskunst besteht, ist der Natur der Sache nach das erstere im allgemeinen mehr im Interesse der Regierung, das zweite im Interesse des Volkes, doch so, daß das wahre Volksinteresse geschädigt wird, wenn der Freiheitsbecher so überschäumt, daß die Ordnung dabei nicht bestehen kann. Wir erfreuen uns eines recht großen Maßes gesetzlich geordneter und gewohnheitsmäßig festgewurzelter Freiheit; wir haben auch ein gutes Recht, über die Erhaltung dieser Freiheit zu wachen und ihren Kreis noch umsichtig, im Einklang mit dem Fortschritt innerer Bildung, zu erweitern. Wir können aber wohl verstehen, daß die Regierungen angesichts bekannter mächtiger Zeitströmungen von unten her in vorübergehender Phase geneigt sein müssen, die Zügel eher etwas straffer anzuziehen. Der Glaube aber, daß die Regierungen, die ja den Volksvertretungen in loyaler Gesinnung gegenüberstehen, grundsätzlich eine freiheitsfeindliche Stellung einnähmen, ist jetzt nicht mehr durch die Thatsachen be-

gründet und er wirkt in der dritten und vierten Zeile der dritten Strophe des alten Liedes wie ein zum Popanz gewordenes Ueberbleibsel aus der Denkweise der Menschen in der vormärzlichen Zeit. An Einigkeit endlich „zu Schutz und Trutze“ fehlt es uns nicht im allermindesten; dagegen in erschreckendem Maße an Einigkeit des Geistes in den Grundüberzeugungen des Lebens und den aus ihnen sich ergebenden Folgerungen. Diese Einigkeit ist aber nicht entfernt zu erringen durch die Verschwommenheit wohlgemeinten „brüderlichen“ Strebens, sondern nur in einer von reinem Wahrheitswillen getragenen ernsten geistigen Arbeit, die in die Tiefe geht und dort die in vielseitigste Erschütterung gerathenen Grundlagen, nicht nach vorgefaßten Neigungen und Abneigungen, sondern nach lauterer Erkenntniß neu zu befestigen hat.

Zum Schluß dieses Abschnittes noch die Bemerkung: Das Hoffmannsche Lied ist ja ein schwarzrothgoldenes Lied: sollen wir uns das Armuthszeugniß ausstellen, daß wir für den Ausdruck unseres Nationalgefühls in der schwarzrothgoldenen Zeit eine Anleihe machen müssen und kein schwarzweißrothes Nationallied besitzen?



IV. Weitere Einwendungen gegen das alte Nationallied.

Das Lied hat die Aufgabe und kann nur die Aufgabe haben, ein Hochgefühl der freudigen Begeisterung für das Vaterland auszuströmen, auf Grund davon, daß es die Besonderheit und Bevorzugtheit dieses Landes und Volksthumes — und natürlich unter Voraussetzung, daß es in seinem geschichtlichen Leben die Stufe des neuen deutschen Reiches erreicht hat — zu klarem Bewußtsein bringt. Die Begeisterung der Stimmung ist dann nicht sowohl die Folge dieser Erkenntniß, als vielmehr unmittelbar mit ihr verschmolzen.

Das Lied löst die Aufgabe in drei Strophen von in Summa 24 Zeilen, und diese Kürze ist eine sehr gute Eigenschaft an ihm, eine Bedingung seiner durchschlagenden Kraft und zunächst des gedächtnißmäßigen Besitzes seines Wortlautes für alle. Um eine so große Aufgabe in solcher Kürze zu lösen, muß es sich aber die wuchtigste Gedrängtheit seiner Fassung auferlegen; es hat mit seinem Raume zu geizen. Das alte Lied nimmt sich nun aber nicht weniger als 5 Zeilen durch Wiederholung (Zeile 7 und 8 der Strophe 1 und der Strophe 2, Zeile 5 der Strophe 3). Ich verkenne nicht, daß diese Wiederholungen dem Gefühl sehr gemäß sind, aber sie sind auf Kosten des Gedankengehaltes erkauft. Besser ist es doch, wenn dieser nicht verkürzt wird und

unter Verzicht auf das zweimalige Durchziehen einzelner Momente der Wucht der dann kräftiger zu häufenden Erkenntniß die Stärke der Einwirkung auf das Gefühl überlassen wird. Die breite Umschreibung der Grenze Alldeutschlands, die ich auch anderweitig (unter Nr. III) nach der Seite ihrer Bedenklichkeit ins Licht gestellt habe, erscheint nun auch unter diesem Gesichtspunkt als wenig angebracht. — „Ueber alles in der Welt". Man behauptet, daß durch diesen Zusatz die Einzigkeit und Unvergleichlichkeit Gottes als des höchsten Gutes genügend gewahrt werde. Ich habe aber schon in der ersten Broschüre darauf hingewiesen, daß dieser Zusatz offenbar nicht im Sinne einer Beschränkung, sondern im Sinne einer Erhöhung (Amplifikation) von dem Dichter verstanden ist. Ich füge hier noch hinzu, daß man bei den Singenden stets wahrnehmen kann, daß sie es auch im Sinne dieser Verstärkung, nicht einer Einschränkung meinen — bis auf die, welche aus religiöser Scheu nicht über sich gewinnen können diesen Zusatz mit zu singen, dergl. es, wie man mir versichert, unter den Deutschen giebt, nämlich die, welche zugleich gläubige und sich ihres Glaubens und seiner Consequenzen klar bewußte Christen sind. Ich füge ferner hinzu, daß es ein schlechter Gottesbegriff ist, sich Gott als ausgeschlossen von der Welt zu denken: „In ihm leben, weben und sind wir", „er trägt alle Dinge mit seinem kräftigen Wort", „sein Aufsehen bewahrt unsern Odem", — in solchen Sätzen und Erkenntnissen sind sich die Tiefen des religiösen und die des philosophischen Bewußtseins einig. Wer aber in der religiösen Verflachung und Abstumpfung — die hier keineswegs aus dem

Standpunkt irgend welcher „dogmatischen Engherzigkeit“ behauptet wird — den allertiefsten Schaden des Zeitgeistes erblickt, dem kann es keineswegs gleichgültig erscheinen, ob in dem Nationalliede dem Uebel immerfort, unbemerkt, aber um so sicherer, Vorschub geleistet wird. Die wirklich christlich Gesinnten brauche ich hier nur zu erinnern an die Erklärung des ersten Gebotes: „Wir sollen Gott über alle Dinge fürchten, lieben und vertrauen“. Sie können das „über alles“ gar nicht singen oder müssen ganz gedankenlos sein; wer es singen kann, beweist damit, daß er wenigstens sein Christenthum nicht ernst nimmt.

„Wenn es stets zu Schutz und Trutze . .“ habe ich in Nr. III auch deshalb angegriffen, weil es nicht passend ist für die Zustände, die durch das Bestehen des deutschen Reiches gegeben sind. Aber überhaupt: Muß denn der Gedanke an unser Volk sogleich damit verbunden sein, es sich als in einem Kampfzustande gegen andere Völker begriffen vorzustellen, sei es, daß es sich gegen sie zu wehren hat oder daß es voll Trutzes auf solche losgeht? Das heißt doch die natürliche menschliche Anschauung von dem Zusammenwohnen der verschiedenen Völker auf dem Erdboden von vornherein verfälschen, in eine verkehrte Richtung hineindrängen. Die Völker sind friedlicher gesonnen als man denkt. Sie haben ja auch von einander keine unmittelbare Anschauung, sondern nur ein — namentlich auch durch die Zeitungen — vermitteltes Wissen. Der Gedanke an zu führenden Krieg ist nicht die Regel, sondern eine Ausnahme. In einem Liede der Freude heißt es die Stimmung von vornherein beklommen machen, — nicht wenn man die Sänger anregt, an die

im Kampfe zu bewährende Tapferkeit zu denken, denn dieser Gedanke erfüllt ein großes Volk und insbesondere das deutsche mit Hochgefühl —, aber doch wenn man sie anregt, den unvernünftigen und unmenschlichen Gedanken des Kampfes aller gegen alle als die selbstverständliche Lage der Völker zu denken. Was ist denn das eigentlich für eine Schöpfung, um deren Glieder es so steht? — diese Frage muß einen unheimlichen Schatten über die Stimmung heraufbeschwören. Sie läßt sich freilich beschwichtigen durch den Gedanken an das Gute und Heilsame, welches sich doch diesem Zustande abgewinnen läßt, aber inzwischen geht der Gesang weiter und läßt nicht Zeit, sich solchen Denkprocessen hinzugeben. Ohne weiteres aber die Selbstverständlichkeit dieses Kampfzustandes den Singenden zuzumuthen, das verletzt die guten Instincte der Menschenbrust, denen doch das Ideal vorschwebt, die Völker sich als mit Gerechtigkeit und unter Anerkennung ihrer gegenseitigen Schranken lebend zu denken, die „Sündhaftigkeit" des Gegentheils nicht als unabänderlich hinzunehmen. — An „von der Etsch bis zu dem Belt" ist übrigens das Beste, daß es eine Reminiscenz aus unserem großen Schiller ist: Piccolomini I, 2: . . „Herrscht sein Befehl vom letzten fernen Posten, Der an die Düne branden hört den Belt, Der in der Etsch fruchtbare Thäler sieht."

„Deutsche Frauen". Ich glaube, unzählige Male hat man sich doch im Stillen verwundert, daß es nun, wo das Nationallied in die Ausführung seines Grundgedankens eintritt, in dieser Weise weitergeht, daß die eine Hälfte der Bevölkerung die andere ansingt, anstatt nun das herauszustellen, was beide am Vaterland

gemeinsam haben. Auch ist es doch die höhere Betrachtung, am Vaterlande sich das zu Gemüth zu führen, was über allen Einzelexistenzen hinausliegt und nur dem Ganzen eigen ist, als von ihm in die Einzelexistenz hineinzuziehen, was dieser angenehm ist. Man ist sich des Gegensatzes beider Anschauungen meist nicht klar genug bewußt. Man setzt gewöhnlich voraus, daß das Gemeinwohl als das möglichste Wohl aller einzelnen der höchste Staatszweck ist. Dieser geräth dadurch in eine dienende Stellung. So gewiß jenes die eine Seite des Staatszweckes ist, so gewiß verlangt doch die andere von dem einzelnen, daß er ihm diene, sich unterordne, Unbequemlichkeiten und Opfer auf sich nehme um der besten Gestaltung des über allen schwebenden Ganzen willen, welches keine natürliche Person ist, sondern in den der Allgemeinheit eigenen Gütern materieller und idealer Art besteht. Den Alten war die Unterscheidung zwischen populi commoda und reipublicae utilitas wohlgeläufig, und der Patriotismus des größten Staatsmannes des Alterthums, des Perikles, zielte im Conflictfall auf die letztere, als das höhere Gut. Das Nationallied sollte doch Blick und Gefühl in der Richtung halten, was das Vaterland durch die Kräfte aller darstellt, nicht, was es dem Wohl und der Annehmlichkeit der einzelnen giebt. Mit den deutschen Frauen nun aber hat es doch auch für das gesunde, in den Tiefen wache Wahrheitsgefühl eine andere Bewandtniß, als auf die sich das alte Nationallied beruft. Die deutschen Frauen stellen nach Leib und Seele, geradeso wie die Frauen anderer Völker, ein unendlich mannigfaches Bild der Charaktere in zahllosen Abstufungen von den höchsten

und herrlichsten bis zu den gewöhnlichsten, niedrigsten und gemeinsten dar. Bei der „Verschiedenheit des Geschmackes“ und dem räumlichen Auseinanderfallen der Bevölkerung sind allerdings Hunderttausende je das Ideal Eines oder weniger Männer, das sie mit den höchsten Gefühlen der Liebe und Begeisterung erfüllt. Doch unzählige Male müssen die andern den Kopf schütteln, wie es nur möglich ist, daß gerade die und die Person für irgend jemanden ein Ideal sein kann. Dabei hat der einzelne natürlich aber doch für sich recht, nur will damit die Verallgemeinerung „Deutsche Frauen“ nicht zusammenstimmen, und wenn man ihrer einmal hunderte zusammen sieht, wird man doch nicht eben von dem Gefühle überwältigt, daß gerade sie auch ein Hochmoment der Ehren des Vaterlandes sind. Auch wird unzählige Male die der Liebe und Verehrung theilhaftige und mit Recht theilhaftige Frau nicht gerade mit dem besonderen Typus zusammenfallen, an den man bei einer „deutschen Frau“ denkt. Das ganz Persönliche geht über die allgemeine Bestimmung des Nationalen, also sehr vielen Gemeinschaftlichen, weit hinaus zu seiner eigenartigen und einzigen Besonderheit. Die „deutschnationalen“ Frauen insbesondere, die mit männlichem Politicismus aus den österreichischen Alpenlanden mit nach Friedrichsruh wallfahrteten, dürften doch von dem echtdeutschen weiblichen Wesen schon stark abarten, welches hehr, lieblich, liebevoll und verständig im häuslichen Kreise waltet. Die eigentlichen „Damen“ aber pflegen vielfach an dem bis zum Lachen kleinen Interessen ihres Scheinlebens mit so blindem Ernst zu hängen, daß die echte deutsche Frau in ihnen nicht zu erkennen ist. Dabei pflegen die Herren

aber doch für diese ungleich mehr begeistert zu sein, falls sie „Geld haben", als für die echte deutsche Frau, die etwa kein Geld hat. Ich habe noch fast immer beobachtet, daß, falls das Mädchen „Geld hat" die Pferde vor den Wagen der Liebe, falls es kein Geld hat, hinter ihn gespannt werden, um von der Liebe ab in der entgegengesetzten Richtung zu ziehen. Die Pflichten der Gattinnen und Mütter und die Bezauberungen der Geliebten und Bräute üben aber die Frauen doch auch bei andern Völkern aus. Nirgends herrlicher als in der „deutschen Frau", ja, ganz gewiß, aber „deutsche Frauen" sind ja nicht immer wieder alle die in Deutschland erwachsenen Personen weiblichen Geschlechtes. Ich will nicht betonen, daß die in 40000 Exemplaren verbreitete Abhandlung Schopenhauers „über die Weiber" die „christlich-germanische Weiberveneration" doch auch durch manche realistische Züge unbestreitbarer Wahrheit vielfach erschüttert haben mag, ich will das um so weniger betonen, weil der so viel größere Denker E. v. Hartmann aus seiner tieferen Erkenntniß des unbewußten Seelenlebens heraus, welches der eigentliche Kern und Stern des weiblichen Wesens ist, die Schopenhauerschen Verheerungen mehr als ausgeglichen haben dürfte zu gunsten der Frauen. In Summa dürfte es richtig sein, im Nationalliede der Frauen nicht zu gedenken: es hat etwas von dem wahren Gegenstande dieses Liedes Ablenkendes. Selbstverständlich werden Frauen und Liebe im Volksliede und der Lyrik der einzelnen Sänger, die den Gefühlen des Mannesherzens Worte verleihen, der ewig unausgesungene Hauptstoff bleiben, aber das Nationallied ist ja eine so gänzlich

andere Sache als die Volkslieder (vergl. Nr. II) und die Kunstlieder des persönlich erlebten Empfindens in dem Kreise der Gefühle des einzelnen.

„Deutsche Treue". Wenn das bisherige Nationallied wirklich die Kraft hätte, die Treue in den persönlichen Beziehungen der deutschen Menschen und im Handel und Wandel zur That und Wahrheit zu machen, so würde ich um dieses Einen Punktes willen gern die in meinen Augen bestehenden vielen Mängel des alten Liedes in den Kauf nehmen. Aber die „Deutsche Treue" wird so hingesungen, und das hindert nicht, daß Mangel an echter und voller Treue bei uns an allen Straßen wohnt. Die „Deutsche Treue" ist geflügeltes Wort wohl namentlich seit der Ueberschrift der Schillerschen Distichen, die von der Treue zwischen Ludwig dem Baiern und Friedrich von Oesterreich handeln, die welschem Munde vor Jahrhunderten den nicht ohne Spott bewundernden Ausruf über deutsche Treue entlockt haben soll. Aber auch schon in Tacitus' Germania, im Nibelungenliede und in der mittelhochdeutschen Lyrik blüht die Mannentreue als die schönste Mitgift des Nationalcharakters. Dieser Kernpunkt sollte mir, wie gesagt, das ganze alte Lied verklären, wenn er nur nicht gesungen würde in dem unkritischen Wahn, als ob man sich auf die Treue berufen könnte als eine wirklich allgemein bewährte deutsche Tugend, und nicht vielmehr von dieser Treue singen müßte in der bitterernsten Mahnung, daß man doch ihrer Bewährung gedenken solle. Doch nisten sich auch an der Wurzel des sittlichen Princips der Treue einige geheime Zweifel ein, ob die Treue so ganz in ihrer Allgemeinheit eine

Forderung von unbedingter Gültigkeit ist. Wo eine vorherige, zumal freiwillig eingegangene Verpflichtung oder auch eine Ueberfülle vorher genossener Wohlthat besteht, kann dies kein Zweifel sein, aber darüber hinaus sieht man auch leicht Treue, die einem selbst darzubringen sei, als selbstverständlich verdient an und macht sich nicht klar, daß die anderen wohl ein Recht haben, in ihrem Geschmack und ihrer Neigung zu wechseln und mehr zu verlangen, als man ihnen gewähren kann. Die Treue der Anhänglichkeit an Personen giebt diesen doch oft mehr, als sie eigentlich beanspruchen können, und andrerseits täuschen die Momente, wo die Treue gerade bewiesen wird, hinweg über die Breiten des Lebens, wo ihrer thatsächlich wegen des Vorwiegens anderer Interessen nicht gedacht wird. Vollste Treue kann man streng genommen nur gegen Principien oder solche konkrete oder abstrakte Wesenheiten haben und zu haben verpflichtet sein, die so durchsichtig sind wie Principien, als da sind Gott oder Staat oder Kirche, und nicht gegen Wesenheiten, die so unaussprechlich individuell sind wie die aus mannigfachen Elementen unfaßbar verflochtenen menschlichen Persönlichkeiten. Die unbedingte Treue gegen diese hat doch einen Ueberschuß aus den dunklen Tiefen des Gemüthes an sich, mit dem man der anderen Seite seines Wesens, der Vernunft, einen leisen Zwang anthut, der im geheimen die innerste Wahrhaftigkeit und Harmonie trübt.

„Deutscher Sang" ist wirklich der Bildungshöhe der Liedertafelbrüder, aber nicht der unendlichen Fülle deutscher Dichtung aller Gattungen angepaßt; andrerseits auch kaum dem großen Arbeiterstande, der sich zur

Sangesfreudigkeit am Feierabend doch noch nicht heiter und frei genug gegen die sauere Last des Lebens fühlt.

„Sollen in der Welt behalten . .“, das ist ein Ausdruck der Gesinnung, die im „Renommée“ den Schwerpunkt des Lebens fühlt. Dagegen ist echt deutsch (wie echt hellenisch) der Wahlspruch: Nicht scheinen, sondern sein. Natürlich soll auch im Hoffmannschen Liebe das Behalten des Rufes ein Widerschein der ihm entsprechenden Wirklichkeit sein, aber die Fassung ist doch zu sehr von der Renommée-Gesinnung angehaucht. Uebrigens, was können wir alle — die doch das „sollen“ dictiren — dazu thun, daß der deutsche Wein seinen guten Klang behalten soll? Bei den drei übrigen Ruhmestiteln erledigt sich diese Frage allerdings von selbst: wir sollen die Frauen ehren, Treue halten, den Gesang mit Inbrunst pflegen.

„Uns zu edler That begeistern“. Edle That kann ihrer Natur nach nur etwas Außerordentliches, Seltenes sein; die Gelegenheit zu ihr liegt nicht alltäglich an der Straße; das Edle erhebt sich eben über das Allgemeine. Sind wir alle zu edler That begeistert, dann hört die That eben auf, edel zu sein. Sie braucht auch keineswegs der Begeisterung für eben die vier zu entspringen; edle Gesinnung, ihr Mutterboden, ist in sich selber gefestigt und braucht nicht in jedem Falle eine Beziehung zu Wein, Weib und Gesang zu haben.

„Unser ganzes Leben lang“. Wieder geht eine theure Zeile auf eine Nebenbestimmung, die nicht nothwendig ist, verloren.

„Freiheit“. Von den Sängern des alten Liedes sagen viele im Grunde ihres Herzens: „Wen der Sohn

Gottes frei macht, der ist recht frei", und sie verstehen darunter „die herrliche Freiheit der Kinder Gottes", welche die Einigung ihres Willens mit dem Willen Gottes, die Grundlage des übernatürlichen, geheiligten Lebens, von der Knechtschaft unter die bloß natürlichen Antriebe der Seele erlöst hat. Wenn auch jenem wundervollen Ausspruche von der rechten Freiheit specifisch religiöse Vorstellungen zu Grunde liegen, die in den kritischen Verstand nicht eingehen, so ist doch die Thatsache außer allem Zweifel, daß eine consequente, zur Umsetzung in Leben und Wahrheit fortschreitende christliche Gläubigkeit die köstlichsten Erscheinungen eines wahrhaft — von der Selbstsucht, der Sinnlichkeit, der Lieblosigkeit — freien Wandels wahrhaft freigewordener Persönlichkeiten hinstellen kann. Wieder andere denken bei der „Freiheit" an unseren großen Dichterfürsten der Freiheit, Friedrich Schiller, der in seinen jugendlichen Sturm- und Drangdichtungen auch die natürliche Freiheit fordert und zu erkämpfen sucht, die Freiheit des Individuums von dem Zwang übermächtigen fremden, fremdartigen und minder berechtigten Willens, von politischem Despotismus, von Bannung der Gedanken unter ein auferlegtes Joch, der dann aber in der Reife seiner Entwickelung übergeht zu dem Bekenntniß des überlegenen Werthes der inneren Freiheit, die dem Sittengesetz keinen Widerstand mehr entgegensetzt, den Zwiespalt zwischen Natur und Vernunft überwindet, das Gebot mit entgegenkommender Liebe und Ueberzeugung erfüllt und die in den Willen aufgenommene Gottheit von ihrem Weltenthron herunterzusteigen zwingt. Endlich haben andere das Gefühl, daß welches Maß von Freiheit auch die herrschenden Autoritäten

dem Volke bewilligen mögen, aus der Natur der Gesellschaft sich doch ein ganz unentrinnbarer Zwang mannigfachster Art für jeden einzelnen ergeben muß, dem zufolge das Aufathmen von Obliegenheiten, das Unbehelligtsein von fremder Meinung eine Ausnahme ist und die Freiheit nur bei den Beduinen der Wüste wohnt, die dafür der Güter der mit der Freiheit eben nicht wirklich zu vereinigenden Civilisation ermangeln. Diese alle müssen sich unbehaglich berührt fühlen, wenn in dem Liede offenbar nur von der politischen Freiheit eines künftig nicht mehr absolut, sondern constitutionell zu regierenden Volkes wie selbstverständlich als von der einzigen gesungen wird. Denn das kann kein Zweifel sein, daß Hoffmann von Fallersleben eben an diese dachte, wie sie in den vierziger Jahren immer dringender gefordert wurde. Wir wollen sie wahrlich nicht unterschätzen, wir müssen aber ihr richtiges Maß und auch die Veränderlichkeit desselben je nach den Zeiten als eine zwischen Volk und Regierung bestehende Frage anerkennen und vor allem uns klar sein, daß wir, wenn wir für die Freiheit, die wir meinen, in instinctiver Begeisterung erglühen, doch an dem wirklichen vollen Inhalt dieses Begriffes und der Möglichkeit seiner Verwirklichung ein sehr hohes und schweres Problem in uns tragen, das wir keineswegs in politischen Programmen erschöpft ansehen dürfen.

Endlich ist selbst noch fraglich, ob wir das Recht als ein Ideal, dessen stets eintretende Verwirklichung wir wünschen müssen, gerade an einer Stelle nennen sollten, wo wir uns der Quellen der Freude an unserem Vaterlande bewußt werden wollen. Denn der

Rechtsspruch, der über die streitenden Parteien ergeht, schließt immer auch das Unrecht der unterliegenden Partei ein und weist damit auf alle die Unlust hin, welche eine Niederlage im Gefolge hat. Die Strafe läßt sich freilich mit Hegel als das gute Recht des Verbrechers ansehen, und das analoge Urtheil läßt sich auf die ausdehnen, welche in Streitfragen des civilen und des öffentlichen Rechtes gerechter Weise unterliegen; aber ob sie die Geisteshoheit besitzen, das Gefühl des fiat justitia über ihre persönliche Unlust triumphiren zu lassen, ist doch sehr fraglich. —

Ich habe gelegentlich das Hoffmannsche Lied ein „Klassenlied" genannt. Die Konservativen und ebenso die Klerikalen können eigentlich ein so naturalistisches Lied nicht mitsingen um ihrer religiösen Ueberzeugung willen, die Liberalen um des kosmopolitischen Tropfens willen, der in ihrem Blute kreist; der vierte Stand singt nun einmal das Lied nicht. Es stellt sich heraus als ein Lied einer einzigen Partei welches mit Unrecht für einen Ausdruck des gemeinsamen deutschen Geistes hingeht.



V. Das Hoffmannsche Nationallied und die Bismarck-Feiern.

Die Bismarckfeiern verbindet mit dem Hoffmannschen Nationalliede, welches bei ihnen stets an der markantesten Stelle des Festes gesungen wird, offenbar der Eine Faden, daß Bismarck unvergleichlich Großes gethan habe und daß diejenige Wesenheit, für die er es gethan habe, Deutschland, über alles gehe. In allem übrigen paßt das Hoffmannsche Lied zu diesen Feiern wirklich wie die Faust auf's Auge. Zunächst: „Bismarck der deutscheste Mann“ — dies oft gelesene Urtheil ist ja ganz falsch. Die Linie des echtesten Deutschthums wird durchaus bezeichnet durch Männer wie Arndt, Uhland, die Gebrüder Grimm; Friedrich der Große und Bismarck liegen nicht, wie jene, in dem Aequator, sondern auf einem Pole der Kugelfläche, die einmal symbolisch für alles, was deutsch ist, den Raum darstellen möge. Sie liegen auf einem Pole, der jener Kugelfläche nur deßhalb angehört, weil auch das Deutschthum darauf Platz finden soll, das in die volle Idee des Menschenwesens überhaupt sich auswächst und übergreift. Goethe und Schiller liegen auf einem andern, Kant und Hegel wieder auf einem anderen solchen Pol, wenn auch alle diese Männer auch deutsch bleiben. Außerdem ist es ja bekannt, daß Bismarcks Deutschthum später allmählich aus seinem ursprünglicheren und noch wurzelechteren Preußenthum hervorgewachsen ist.

Bismarcks Größe datirt von der That, daß er einen Entscheidungkrieg zwischen Preußen und Oesterreich über die Vorherrschaft der einen oder anderen Macht in Deutschland herbeigeführt hat, also von dem Entschlusse, das brüderliche Zusammenhalten vom Belt bis zur Etsch einmal in sein Gegentheil zu verkehren. Die gänzliche Verkehrung der Brüderlichkeit hat er damals durch seine „Stoß ins Herz-Depesche" bewiesen. Und auch mit den deutschen Staaten, die auf Oesterreichs Seite standen, wollte er das feste Zukunftsband nicht auf sentimale Brüderlichkeit, sondern auf eine neue, straffere Organisation des Verhältnisses der deutschen Staaten zu einander gegründet wissen. Die höhere politische Weisheit muß man ihm darin zuerkennen, aber deßhalb muß man ihn eben auch nicht mit dem Hoffmannschen Liede feiern. Selbst nicht unter Berücksichtigung des Gedankens, daß er später (1879) das Beste, was möglich war, an die Stelle des alten föderalistischen Verhältnisses gesetzt hat, denn ein „brüderliches Zusammenhalten" ist mit einem politischen Bündniß doch noch nicht gegeben. Und „von der Etsch bis zum Belt" kann es wohl in Zukunft einmal wieder stets heißen; daß es aber in unserem Zeitalter von 1866—1879 gar nicht so heißen konnte und seit 1879 doch nicht so eng und fest so heißen kann, wie es in dem Hoffmannschen Liede gemeint war, das hat gerade Bismarck bewirkt.

Sodann ist auch ganz gewiß Wein, Weib und Gesang nicht das Band zwischen dem Patriotismus Bismarcks und dem Patriotismus derer, die in ihm ihren Heros feiern. Gewiß hat Bismarck als Mensch höchst gemüthvolle und geistig edle Beziehungen zu

deutschen Frauen gehabt, nicht gerade als zu deutschen Frauen, sondern zu solchen, die ihm von Natur und Schicksal zunächst gestellt waren und durch ihren persönlichen Werth die Neigung oder Hochschätzung seines Herzens besaßen. Aber das tritt doch hier nun an ihm als dem geschichtlichen Helden zurück. Gesang, wie überhaupt Poesie und Kunst, ist im ganzen für einen großen Mann auffallend wenig seine Neigung gewesen, sodaß man sich von dieser Seite bisweilen dazu angewandelt fühlen kann, auf ihn in dieser Beziehung den Begriff anzuwenden, der für den paßt, welcher „der Dichtung Stimme nicht vernimmt“. Und das Bier hat trotz einiger entgegengesetzten Aeußerungen kein deutscher Mann so sehr gegen den Wein zu gesellschaftlichen Ehren gebracht, wie Fürst Bismarck. Was soll es nun, den großen Mann anzusingen auf Grund der Gemeinschaft in dieser dreifachen Neigung, als der das Deutschthum des Empfindungslebens bestimmenden? Bismarcks Patriotismus war von Anfang bis zu Ende wesentlich der echt altpreußische der strammen preußischen Staats-Gesinnung, welche die Person ganz dem Dienste des Staates unterordnet, und in deren tiefer und geradezu unbewußter Begründung jedenfalls nichts von den Reizen vorkommt, welche dem Volksleben die Dreiheit von Wein, Weib und Gesang verleiht. (Ich persönlich würde den Untergrund dieser Staatsgesinung in einem teleologischen Vernunft-Instinkt finden, der seit Jahrhunderten in der altpreußischen Bevölkerung unter Einwirkung ihrer Herrscher einen geeigneten Boden für sich fand — wenn ich nicht die Erfahrung gemacht hätte, daß jede Beziehung auf die Philosophie des Unbewußten leider

unserer allgemeinen Bildung ganz fremd und unverständlich klingt, einer unverantwortlichen Unterlassungssünde des Fleißes der letzten Generation zufolge.)

Mitten in jene Dreiheit eingeschlossen erscheint in dem Liede als ein viel höherer Schatz deutscher Liebe ein innerstes Stück der deutschen Eigenart, die deutsche Treue. Fürst Bismarck selbst hat mit der selbstgewählten Grabinschrift sich zu ihr als seinem besten Theile bekannt. Aber er hat doch andrerseits in seiner Zumuthung auch an die wahrhaft Treuen unter den Unterthanen der von ihm 1866 entthronten deutschen Fürsten, das Interesse des Gesammt-Vaterlandes über die Treue gegen die Person des angestammten Fürsten zu stellen, die Gesinnung bekundet, daß ihm diese alte deutsche persönliche Treue im modernen Staatsleben nicht für das oberste Princip gilt, (daß ihm dieses vielmehr die salus rei publicae in ihrer Auffassung nach bestem Wissen und Gewissen war). Das ist gewiß richtig und kann mit dem an und für sich so schönen und gemüthvollen Princip der Treue collidiren. Auch liegt deßhalb seinem so herzlichen und bescheidenen Grabspruche eine leise Selbsttäuschung zu Grunde, die allerdings dem Gemüthe, dem sie entsprungen, hohe Ehre macht. Es ist doch eine geschichtliche Thatsache, daß Bismarck gerade in manchen größten und eigenartigsten Schritten seiner Politik nicht als ein Diener seines Herrn aufgetreten ist, sondern diesen erst mit Aufbietung aller Kräfte des Geistes und der Seele hat umstimmen müssen: was nach seiner Ueberzeugung salus rei publicae war, erwies sich als siegreich in ihm über das Gefühl und Princip der Treue, und wenn

man auch darin die höchste und echteste Treue finden will, so ist dennoch die Treue darin jedenfalls nicht die treibende Macht gewesen, was vielmehr, wenn man sich seinen Seelenproceß klar macht, nur der Gesinnung: „salus rei publicae*) summa lex“ zukommt. Und die Hunderttausende, die mit unkritischem Enthusiasmus von der deutschen Treue singen, die ihren alten guten Klang behalten soll, haben lange Jahre auf treue Menschen mit Haß und Verachtung gesehen, nämlich unter den hannoverschen und hessischen Particularisten auch auf diejenigen, welche wirklich wesentlich aus dem Gefühl der Treue gegen das angestammte Fürstenhaus bei deutscher Gesinnung doch dem, was man jetzt „nationale Gesinnung“ nennt, fremd und feindlich gegenüberstehen; und es giebt wirklich auch solche, obgleich sich der Particularismus meist auch auf noch mannigfache andere Motive und Interessen gründet. Man kann die Haltung der national gesinnten Mehrheit der Hannoveraner und Hessen ganz wohl auf die höhere Treue gegen das Gesammtvaterland deuten, aber die eigentliche Treue von Person zu Person haben sie doch der salus rei publicae zum Opfer gebracht.

Auch in der „Begeisterung zu edler That“ ist der Mann, der immer als der große Realpolitiker, als der Helfer Deutschlands mittels der Blut- und Eisenkur, als der „eiserne“ Kanzler gefeiert wird, nicht das eigentliche Muster, mit dem man sich in gerade dieser Begeisterung Eins wissen könnte, obgleich sein

*) So, und nicht salus publica, lautet das Princip bei den Alten, in dem „salus publica“ liegt schon eine Verschiebung des Princips zu Gunsten des (socialdemokratischen) Standpunktes der „Maximation des Gesammtglückes.“

Leben auch durch die heldenmüthige edle That, die ihm die Medaille für Rettung aus Lebensgefahr einbrachte, und durch die hochherzige Hilfe geehrt und geschmückt wird, die er der Gewissensnoth Hannoverscher Offiziere, welche sich der französischen Fremdenlegion hatten verkaufen wollen, unmittelbar vor Ausbruch des deutsch-französischen Krieges hat zu Theil werden lassen.

Die Einigkeit hat das Bismarck'sche Zeitalter, welches die Einheit Deutschlands in den Grenzen des Erreichbaren hergestellt hat, nun aber garnicht gebracht. Die Einigkeit ist im Verhältniß zur Einheit etwas mehr innerliches der Gesinnung. An dieser aber ist die Bismarck'sche Aera mit einem erschreckenden Mangel hervorgegangen. Zerklüfteter durch Interessengegensätze, mehr durch Voreingenommenheit und Leidenschaft des Parteigeistes in ihrem Urtheil geleitet, sind die deutschen Menschen sicherlich selten in einem Zeitalter gewesen als sie es noch heute in der Erbschaft des Bismarckschen Zeitalters sind. Im letzten Grunde verstehen sich die verschiedenen Parteien eigentlich gegenseitig unter einander nicht, weil alles Einzelne in ihren Lebensäußerungen durch die Beziehung auf den verborgenen geistigen Untergrund jeder Partei bestimmt ist und man in blinder Selbstliebe so uneinig ist, daß man sich nicht einmal nachfühlend in die fremde Geistesart zu versetzen vermag. Der nationale Geist hat versucht, den christlichen Geist (der Katholiken im Culturkampf), den universalen Geist (in jedem kosmopolitischen Element der Denkweise), den humanen Geist (z. B. in der Verspottung der grundsätzlichen Friedensfreunde), den socialistischen Geist (der Arbeiterschaft) zu unterjochen, anstatt mit diesen Geistes-

arten doch irgend eine Gemeinschaft der Verständigung zu suchen und durch das etwa von der Spreu zu sondernde Korn seine eigenen Vorräthe und Kraftquellen zu ergänzen. Darüber ist die innere Einigkeit im deutschen Volke weiter zurückgegangen als sie vor 1866 war. Ferner gehen die heutigen Deutschen nicht aus der Schule mit einem festen, wohlbegründeten, unerschütterlichen Gesinnungs-stock in's Leben. Mächtig, nachdrücklich und ausdauernd wie nie zuvor ist im Bismarckschen Zeitalter von der Schule aus auf den „nationalen“ Geist der Jugend eingewirkt worden, aber mit einer gewissen Absichtlichkeit, die der Erreichung des Zweckes, die gar nicht so ungewiß ist und sich schon von selber vollzieht, eher schädlich ist. Dagegen ein allgemeiner sittlicher Geist und, in allergrößten, elementarsten Grundzügen die Gemeinschaft eines theoretischen Blickes in die bunte Mannigfaltigkeit der durch einander wogenden Meinungen, eine Einigung über besonnene Stellungnahme zu ihnen ist weniger angestrebt worden. Eine religiöse Einigung auch nur in den allermarkantesten Grundüberzeugungen ist wohl in den christlichen Confessionen, ja selbst bis zur mosaischen Religion hin, vorhanden, aber unter den wirklichen Menschen, die in hundertfacher Mannigfaltigkeit aus ihren Confessionen herauswachsen, eine in absehbarer Zeit ganz unlösbare Aufgabe; und ähnlich steht es mit politischer Einigung. In solcher Zeit sollte man doch versucht haben, um so dringlicher eine ethische Einigkeit, und zwar in klarer und bestimmter Belehrung der Jugend herbeizuführen. Der ethische Verein strebt das an, bisher aber nur mit gutem Willen. Diese Einigung ist wohl

möglich, weil die Ethik, wenn auch gemeiniglich durch die Religion gefärbt, vertieft und erhöht, doch im Nothfalle — wie er vorliegt — auch aus der Vernunft und dem Menschenwesen wohl zu begründen ist; für diese Ethik läßt sich eine ganz allgemeine wirkliche Ueberzeugung aller bis auf das Häuflein unsinniger und verstockter Anarchisten sehr wohl gewinnen, und der Segen davon für das Leben wäre handgreiflich und unberechenbar groß. Aber das Bismarckſche Zeitalter hat diese Aufgabe versäumt, auch aus dem Grunde, weil die, welche den Geist dieses Zeitalters am meisten repräsentiren, nur bis auf den nationalen Grund, der nicht allen genügen kann, anstatt bis auf den rationalen Grund, der jedes vernünftige Wesen befriedigen muß, hinabzugehen geneigt waren.

Sehr seltsam ist es auch, Bismarck nun gerade als Vorkämpfer des Rechtes zu feiern, den Mann, der nicht nur gelegentlich warnte, nicht „über juristische Zwirnsfäden zu stolpern", und der bereit war, um der politischen Zweckmäßigkeit willen solche mit seinen Kürassierstiefeln zu zertreten, sondern der auch in einem entschiedenen Bruch des bestehenden öffentlichen Rechtes seine grundlegende That vollbracht hat. Ich will über diesen Punkt nicht im mindesten einseitig reden, wie die Particularisten es thun, die mit dieser unaufhörlich und unentwegt erhobenen Anklage gegen Bismarck ebenso unzweifelhaft Recht haben, wie doch nur einseitig Recht haben. Mit der Erklärung des Austrittes Preußens aus dem bestehenden Bunde brach Bismarck das bestehende, durch Verträge geheiligte Recht, und mit der Entthronung deutscher Fürsten bestrafte er eine Handlungsweise, die im Einklange mit dem Bundesrecht und

mit dem Naturrechte der Selbsterhaltung im Einklange gewesen war. Nun aber kommt die andere Seite der Sache. Die Verträge von 1815 hatte ein europäischer Areopag dem deutschen Volke wider sein eigenes Interesse und seinen eigenen, in den nächsten Jahrzehnten immer deutlicher zum Bewußtsein kommenden Willen aufgedrängt und aus reinem Neid aufgedrängt, um das deutsche Volk gegen die europäischen Mächte ohnmächtig zu erhalten. Das deutsche Volk besitzt ein unverlierbares Naturrecht, seine eigene politische Constitution selbstständig nach seiner eigenen besten Einsicht und seinem Willen in die Hand zu nehmen. Bismarck ist der großen Mehrheit des deutschen Volkes als der Vollstrecker seiner, des deutschen Volkes, Bedürfnisse nach politischer Neugestaltung erschienen, und da er ganz im Sinne dieser Bedürfnisse handelte, die sich über sich selbst nur erst durch die Politik des führenden Mannes recht klar wurden, so stand seinem Bruch des bestehenden Rechtes das andere Recht geschichtlicher Umgestaltung zum Besseren zur Seite. Das volle Recht in jedem Sinne lag auf keiner der beiden Seiten, die sich 1866 feindlich gegenüberstanden, sondern der Untergang deutscher Dynastieen war tragisch, d. h. unglücklich im Unterliegen des Rechtes gegen ein anderes Recht; das Gefühl des Siegers aber dennoch durch das Bewußtsein, mit dem Recht geschichtlich drängender Neubildung das Recht im eigentlichen Sinne gebeugt zu haben, wohl einer Versöhnung mit dem Gewissen fähig. Aber das letzte Princip der Bismarckschen Politik war darin eben doch nicht die Geltendmachung des Rechtes, denn nur gegen unzweifelhaft Rechtsbeständiges wurde ein gewisses

höheres Recht geltend gemacht, sondern enthüllt sich wieder als die Ueberzeugung von der salus rei publicae, speciell Preußens Interesse. Folglich liegt kein Grund vor, sich in der Formulirung des politischen Ideals als der Herrschaft des Rechtes sich gerade mit diesem Staatsmann Eins zu fühlen, dem die Macht dessen, der sie verdiente, höher stand als das überkommene Recht derer, welche in Versteifung auf die ganze Fülle ihres rechtsmäßigen Souveränetätsbesitzes die Macht des Ganzen schädigten.

Als Held der Freiheit wird Bismarck nun erst recht nirgends aufgefaßt, wenn er auch Deutschland von dem hemmenden Drucke des Dualismus und der Bevormundung des Auslandes befreit hat. Denn die Freiheitsliebe geht in der Richtung vom Staate weg zum Ideal der unbeschränkten Persönlichkeit, Bismarcks ganze Gesinnung lag in der Richtung auf den Staat zu, zum Ideal der Einreihung der Persönlichkeiten in den Dienst des Ganzen. Keine der beiden Richtungen ist für sich allein richtig oder falsch, denn beide liegen im Menschenwesen und in der Vernunft der Dinge begründet, und das Ideal der Staatsweisheit zielt immer auf die Auffindung des Punktes, in welchem sich beide Richtungen einigen können, oder der Beziehungen, in denen die eine Richtung, und der Beziehungen, in denen die andere Richtung Recht hat.

Ich hoffe, das dunkle Unbehagen in klares Licht gestellt zu haben, welches man über das ganz Unpassende empfinden muß, wenn gerade die staatsmännische Eigenart des Fürsten Bismarck durch die Ausführungen des Liedes „Deutschland, Deutschland über Alles“ gefeiert werden soll.



VI. Der Stein des Anstoßes an dem von mir vorgeschlagenen Typus des Nationalliedes.

Die 7. und 8. Zeile der ersten Strophe meines Liedes sind es, die vielfach den entschiedensten Anstoß erregt haben. Sie werden für zu schwer verständlich, für durchaus unvolksthümlich erklärt.

Die letzte Zeile nun, in der Deutschland zum Schluß der ersten Strophe als „ein tiefsinnig geist'ges All" apostrophirt wird, kann ich auf keine Weise umändern. Mir ist sie ein glücklich eingegebener Ausdruck für das Höchste und Besonderste, was ich zu Deutschlands Ruhm auszusagen habe und was sich so von keinem anderen Volke der Erde sagen läßt. Der Gedanke läßt sich aber auch, so paradox das zunächst klingen mag, ganz gut dem Volke, etwa in dem Unterricht der Schule und der Instruction der Compagnieen beibringen.

Es ist wirklich wahr, diese Universalität des deutschen Geistes ist das Allerstaunenswürdigste an ihm, was das Nationallied gar nicht übergehen darf. Da haben wir z. B. in dem deutschen Kriegsheer — dies allerdings dank der Erziehung des deutschen Geistes durch den preußischen Geist — eine Organisation der Massen und Kräfte durch den Geist, wie solche auf der ganzen Erde und zu keiner Zeit der Menschengeschichte ihres gleichen findet. Wir haben im Dienste dieser

Organisation eine Industrie von Kriegswerkzeugen, wie sie alle ähnlichen in anderen Ländern weit überflügelt hat. Man sollte meinen, diese beiden Thatsachen drückten dem ganzen deutschen Leben solche Spuren der Einseitigkeit auf, daß es nun als ein Groß-Sparta unter den Völkern der Erde gekennzeichnet dastände, und in der That haben sie wenigstens das deutsche Leben so stark in neue Bahnen gelenkt und ihm ein so neues Gepräge gegeben, daß auch das Nationallied gar nicht umhin können wird, darauf Rücksicht zu nehmen und die alte lockere Form der bescheidenen selbstständigen Bundeskontingente, die „brüderlich“ zu Schutz und Trutze zusammenhalten, zu vergessen. Aber trotz alledem ist das Deutschland desselben Jahrhunderts auch noch Groß-Athen im höchsten Maße. Alle Möglichkeiten der Weltdeutung hat es in je einem eigenartig concipirten und ausgeführten Systemtypus durchdacht, alle Grundideeen in besonderen Gedankenbauten von der Grundlage bis zur Spitze aufgerichtet. Alle Dichtungsarten hat es in der reichsten Färbung individueller Mannigfaltigkeit cultivirt, in seinen Dichterfürsten in nie dagewesener Universalität durch einen einzigen Geist sogleich alle zusammen. Gleich groß ist an Gehalt und Form der Reichthum seiner schöpferischen Persönlichkeiten in der Bildkunst und der Musik. Das alles ist wirklich selbst bei den Völkern, die man noch am ersten zum Vergleich heranziehen möchte, (Franzosen und namentlich Engländer und italienische Renaissance) ganz ohne Gleichen und das allermerkwürdigste an der deutschen Veranlagung. Schneide sie an, die großen Dichter, Künstler und Gelehrten der Franzosen und Engländer, immer

wird dir doch ein gewisses Gemeinsames ihrer Volkesart auf den Sinn fallen: bei den Deutschen gehen die Naturen bis zu solchen Weiten der Mannigfaltigkeit und der Gegensätze auseinander, daß es klar wird: die Idee dieses Volksthums wächst an allen Seiten in die Gesammtidee des Menschen selber aus den nationalen Schranken hinüber. Dieses Einzige und zugleich überwältigend Hervorspringende muß aber doch gesagt werden, und das „tiefsinnig geist'ge All“ scheint mir dafür ein ganz packender Ausdruck. Auch das Volk fühlt darin ganz wohl: Die Landschaften der Erde haben ihren verschiedenen, besonderen Charakter, das All aber umfaßt Landschaften aller Art, und dieses läßt sich auch auf die Werke des Geistes übertragen. Das Volk soll in dem Nationalliede, welches eben kein „Volkslied“ ist (vgl. Nr. II) hinaufgezogen werden auf die Höhen, von denen aus seine Spitzen ihre Aussicht nehmen, das Volk vermag das auch in nach-folgendem Gefühle ganz wohl zu leisten, muthet man ihm doch in gottesdienstlichen Vorlesungen aus den biblischen Psalmen, Propheten und Episteln einen gewissen Aufschwung der Mitempfindung zu noch tieferen und noch viel fremdartigeren Vorstellungen zu. Das Volk ist ja nun einmal nicht mehr die naive, unbewußt in Volksliedern webende und sich ausgebende Masse, sondern es ist, wie schon oben gesagt, durch die Buchdruckerkunst, deren Erzeugnisse jetzt täglich an uns herandringen, ein in den Strom der bewußten Gedankenproduction hineingerissener Betheiligter an dem klarbewußten Geistesleben. Bei gutem Willen ist es wirklich dahin zu bringen, daß das deutsche Volk die so ange-

fochtene Phrase von dem geistigen All wohl versteht und mit Stolz von ferne nachfühlt.

Bleibt aber noch übrig die vorhergehende Zeile „Unserm Stern, des Alls Durchwaller“, welchen letzteren Zusatz nicht als Dativ zu verstehen nur der absichtliche Wille, Unverständlichkeit zu statuiren, im Stande ist. Daß die Erde ein Planet ist und daß das so viel heißt wie „Wandelstern“ lernt jedes Kind in der Volksschule; daß für den „Wandelstern“ der Ausdruck „des Alls Durchwaller“ eine gleichbedeutende, nur poetisch getragenere Bezeichnung ist, das kann auch jedes Kind der Volksschule wohl fühlen, wenn man es nur darauf aufmerksam macht.

Dennoch habe ich in der ersten Broschüre eingestanden, daß ich auf diese Wendung meines Liedes nur durch „Reimnoth“ gekommen bin. Es ist sonst buchstäblich nichts zu finden als das einzige: „Mehr als Siegerin der Galler, Siegerin im geistigen All“. Doch abgesehen von der Härte der „Galler“ statt der „Gallier“, was auch für die „Franken“ gesucht und seltsam anmuthen würde, könnte ich in Folge der sogleich anzustellenden Betrachtung niemals von dem menschlichen Geistesleben als dem geistigen All sprechen, während ich das geistige Deutschland ein tiefsinnig geistiges All sehr wohl nennen kann und es unsäglich gern so nenne.

„Reimnoth“ besteht immer darin, daß man um eines Wortausganges willen, den man wegen des Gedankens auf keine Weise fallen lassen möchte, gezwungen ist, einen anderen Wortlaut in den Kauf zu nehmen, auf den man sonst wohl nicht verfallen sein würde, der aber immerhin für den Gedanken

wenigstens annehmbar erscheinen muß. Diese Zwangslage des Dichters ist in den antiken mutatis mutandis und den modernen, selbst besten Gedichten sehr oft gar nicht zu verkennen. Man kann sich sehr vielfach durch nachträgliches Nachdenken völlig klar darüber werden, welche Stelle des Gedichtes durch den Gedanken selbst zuerst festgestanden hat und welche Stelle durch den Reimzwang beeinflußt ist, gerade diese Fassung zu gewinnen, die nicht gerade aus der Nothwendigkeit des zu Sagenden geboren ist; am meisten kann man das bei Formen, denen ein vielfach wiederkehrender Reim eigen ist, wie Sonetten und namentlich Ghaselen. Die Reinheit des Gedankens ist immer die Hauptsache:

„Ein reiner Reim wird wohl begehrt,
Doch den Gedanken rein zu haben,
Die edelste von allen Gaben,
Das ist mir alle Reime werth.“ (Goethe.)

Aber man kann sich dem nicht verschließen, daß selbst Goethe, der in unreinen Reimen sehr viel wagte, unzählige Male auch den Gedanken um des Reimes willen — z. B. in der dritten Zeile der angeführten Strophe — ein wenig aus seiner natürlichsten Gestaltung herausgebogen hat. Zeile 5, 6 und 8 der ersten Strophe entsprechen so durch und durch dem mir vorschwebenden Gedanken, und dieser wiederum so sehr der Idee der Sache selbst, daß ich nach einem andern Ausdruck für ihn gar nicht suchen konnte: da mußte denn das „aller“ den „Durchwaller“ nach sich ziehen: so muß ich Zeile 7 als zufällig bekennen (übrigens nur sie in den drei Strophen).

Und doch will ich nun nachträglich aus der Noth eine Tugend machen. Sehr oft habe ich beobachtet, daß wenn in Gedichten eine Gedankenfassung ganz offenbar durch den sich darbietenden Reim veranlaßt war, sie deshalb keineswegs unglücklicher zu sein brauchte: im Gegentheil konnte manchmal der Dichter sich bei dem Reime bedanken, daß er ihn auf einen Weg führte, der ihm sonst gar nicht in den Sinn gekommen sein würde, auf dem aber ganz überraschende Schönheit blühen sollte. So freue ich mich nachträglich meines „Durchwallers". Denn darin liegt ganz nebenbei noch das sehr wichtige Stück moderner Nationalgesinnung ausgedrückt, daß große und sichere Ergebnisse des wissenschaftlichen Erkennens auch in das Volksbewußtsein übergehen sollen. Dies Geschenk des Reims ist mir sehr lieb, aus dem Gedanken hätte ich es nicht construirt, und doch ist es mir sehr werthvoll, da ich es nun in den Schooß geworfen bekommen habe.

Denn gerade diese Schätzung, großer und sicherer wissenschaftlicher Erkenntnisse hat bis jetzt in einem Grade das Aschenbrödel im Volksbewußtsein spielen müssen, der zu seiner großen Bedeutung im schreiendsten Widerspruch steht. Man hält es freilich für eine lächerliche Trivialität, daß hier die Leser zu hören bekommen, daß die Erde ein Planet sei. Aber daß die Erkenntniß: „die Erde ein Stern unter Sternen" bis jetzt einen unglaublich geringen Einfluß auf die Denk- und Fühlweise der Menschen gehabt hat, glaube ich ohne weiteren Nachweis als feststehend ansehen zu dürfen. Redet man doch immerfort im Leben und in den Zeitungen von der Erde und den menschlichen Dingen als „der Welt",

und sind doch alle religiösen und philosophischen Gedanken gemeiniglich mit dieser Schwäche und Blindheit behaftet. Daß aber jene Erkenntniß: „die Erde ein Stern unter Sternen, ein um die Sonne kreisender Wandelstern“, wenn wirklich mit ihren Consequenzen in die Seele aufgenommen, von dem ungeheuersten Belang ist, darauf muß ich immer wieder und wieder hinweisen.

Zwar habe ich unzählige Male im Innern versucht, mich dagegen zu sträuben, es als Thatsache anzunehmen, daß unsere Erde, diese ungeheure Kugel, in jeder Secunde jahraus, jahrein eine Strecke von 4 Meilen zurücklege, welche Thatsache man dann einmal nach der unendlichen Kraftfülle, die sich in ihr ausdrückt, ermißt, wenn man sie einmal mit dem Verhältniß der Schnelligkeit und Größe einer Kanonenkugel vergleicht. Es wäre ja an und für sich nicht undenkbar, daß in solcher schier unglaublichen Lehre einmal wieder die Neigung der menschlichen Natur hervorbräche, von einer Kaste aus durch den angemaßten Schein eines wunderbaren Geheimnisses die Mitmenschen zu betäuben. Allein diese Denkbarkeit zerrinnt doch an der wissenschaftlichen Ehrlichkeit unserer Astronomen wie ein Nebel an der Sonne, und die Thatsache der zeitweisen Stillständigkeit und Rückläufigkeit der Planeten macht jede andere Erklärung der Erscheinungen als durch die Hypothese, daß die Erde ein Planet unter den um die Sonne kreisenden Planeten ist, unmöglich. (In Wahrheit und nach der geschichtlichen Entstehung unseres modernen kosmischen Weltbildes trägt jene Thatsache allein den Riesenbau, in der Meinung der meisten Menschen aber ist ohne näheres Sachverständniß das Eintreffen der astronomischen Be-

rechnungen die Unterlage des Glaubens an die Richtigkeit der astronomischen Lehren.)

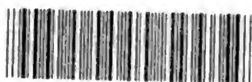
Es wäre ja für den Menschen so unendlich viel angenehmer, wenn er sich in vorkopernikanischer Weise die Erde noch als den ruhenden Mittelpunkt des Weltalls denken könnte. Nicht nur, daß das seiner natürlichen Werthschätzung seiner selbst entgegenkommt, sondern vor allem könnte man dann viel eher zu einem Abschluß seiner „Weltanschauung" kommen, was jetzt geradezu unmöglich wird. Die Menschheit macht ja so sehr den fast überwältigenden Eindruck, daß sie die wesentliche Pointe der Schöpfung sei, ihr so wunderbar reiches und großes Wesen lädt geradezu dazu ein, aus ihr, wie es in zahllosen Philosophemen geschieht, eine Contraposition der Gottheit zu machen, von ebenso großer Wichtigkeit für diese, wie es die Gottheit für die Menschheit ist. Aber nun kommt die Menschheit ihrer äußeren Position, ihrem Wohnkörper nach in eine ihrer inneren Rolle, welche der Mensch ihr mit gutem Glauben unwillkürlich zuschreibt, so gänzlich entgegengesetzte Stellung, daß der Glaube an die ganz bevorzugte Bedeutung der Erdenmenschheit für die Gesammtschöpfung auf das stärkste erschüttert werden muß. Mindestens umgiebt uns nun nach oben und unten, vorwärts nnd rückwärts und in den Flanken ein ungeheures Geheimniß, dessen Lüftung gar nicht absehbar ist und das alle unsere Einstellungen in den Ansatz des Welträthsels in einem nicht angebbaren Grade alterirt. Zunächst scheint es sogar: so viele Planeten, so viele Menschheiten, und so viele Millionen Sonnen, so viele Dutzend mal mehr Millionen Planeten. Aber andererseits wird doch dieses zunächst natürliche

Wahrscheinlichkeitsgefühl wieder selber sehr erschüttert. Es läßt sich bei näherem vergleichenden Eingehen gar nicht leugnen, daß unsere Erde in der Anordnung der Planeten unserer Sonne eine sehr bevorzugte Stellung, die allerbevorzugteste Stellung einnimmt. Vorausgesetzt ist dabei freilich, daß die irdischen Bedingungen des Lebens auch die allgemeinen Bedingungen des Lebens sind. Aber diese Voraussetzung ist, wenn auch nicht sicher, so doch immerhin die vernünftigere, als z. B. die, daß Leben auch in der Gluth des Merkur oder in der Kälte und Dunkelheit des Neptun existiren könnte. Planeten um andere Sonnen, die für uns Fixsterne sind, können wir nirgends wahrnehmen: auf solche nach Billionen von Meilen zählende Entfernungen fallen jedenfalls nur die unvergleichlich größeren selbstleuchtenden Centralkörper in unsere Wahrnehmung. Aber daß bei unserer Sonne das Umkreistwerden von einer Planetenfamilie der einzige Fall im Weltall wäre, das ist wieder unendlich unwahrscheinlich; daß die Sonne selber kein geeigneter Schauplatz für Gestaltungen des Lebens sein könne, werden wir aber nach dem einzigen Falle, aus dem wir Bedingungen des Lebens beurtheilen können, festhalten dürfen.

Aus allen diesen Betrachtungen fluthet uns aber ein überwältigendes Gefühl von der Größe und Unergründlichkeit der Schöpfung entgegen. Selbst wenn wirklich der Wahrscheinlichkeit zuwider die geistige Bedeutung der Schöpfung sich auf Einen kleinen Wandelstern Einer Sonne concentriren sollte — was wir nie wissen können, so wäre das millionenfach in Riesenkugeln sich auslebende Spiel der Schöpfungskraft ein hehres,

geheimnißvolles Wunder. Dieses Wunder aber erfüllt so gut wie das andere, daß ungezählte Menschheiten auf ungezählten Planeten — wenn auch auf einem Theile von ihnen nicht, oder noch nicht, oder nicht mehr — existirten, mit der tiefsten, ehrfurchtsvollsten Andacht für die allerletzte Instanz, von der das alles ausgeht. Mit Andacht sage ich: schon wegen der unvergleichlichen Größe und Mannigfaltigkeit der Manifestation der Urkraft. Aber auch das Gute, Schöne und Segensvolle blitzt in dem kleinen Theile der Schöpfung, auf den wir unser Urtheil darüber gründen können, aus allem Gegentheiligen doch so mächtig hindurch, daß sich die Andacht doch auch nicht nur der Größe und Gewalt, sondern auch der Wesenheit und Güte zuwenden kann. Sollte es nun aber dem deutschen Geiste, diesem Geiste von Anbeginn an einem Geiste des Tiefsinns in der Reaction auf die große Gesammterscheinung der Welt, nicht gemäß sein, das Gefühl dieser Andacht selbst in das Bewußtsein aller Volksgenossen aufzunehmen, und sollte es ein Fehler sein, wenn auch das Nationallied einer Wendung nicht entbehrte, welche dieses echt deutsche Gefühl zu wecken und wach zu halten geeignet ist?









In gleichem Verlage ist 1899 erschienen:

Ein neues Nationallied.

Die Mängel des alten. Der Typus eines neuen.

Von

Professor Max Schneidewin.

Preis 50 Pfg.